Die
Glückskinder.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Drittes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1853.

16. Tante Noton.

Man hatte den Kaffee in dem Salon zu sich genommen. Der Schwarm der Richarde war in den zu dem Feste illuminirten Garten ausgeflogen, und um den Gueridon saßen nur Frau von Garennes und Tante Noton Zwischen ihnen stand ein kostbar ausgelegter geöffneter Flaschenkeller mit verschiedenen Liqueuren.

Gewöhnlich suchte die Schloßdame die Gesellschaft der Frachtfuhrwerk-Unternehmerinn nicht mit besonderm Eifer auf, denn diese letztere war eine gemeine Frau, und Herr Richard-Jardins beschuldigte sie mit Recht des Mangels an Lebensart. Dazu kam noch, daß Frau von Garennes von Natur einen Abscheu gegen den Alkohol hatte.

Allein heute bedurfte sie der Tante Noton, und um ihr zu gefallen, hatte sie sich dicht ihr gegenüber gesetzt und beide Arme auf den Tisch gelegt, obschon die starken Gerüche, welche aus zwei oder drei geöffneten Flaschen hervorstiegen, fast einen Schwindel bei ihr erregten.

Sie hatte Noyau in ihrem Glase, und wenn Tante Noton sie anblickte, so benetzte sie ihre Lippen mit demselben, ohne gerade ihr Gesicht zu sehr zu verziehen.

Tante Noton fühlte sich von einer neuen und unbegrenzten Sympathie zu Frau von Garennes hingezogen. Alle Freunde des Noyau waren auch Freunde der Tante Noton.

Seit vierzig oder funfzig Jahren hatte ihr der Noyau so oft das Herz erwärmt!

Und war es nicht ein Ruhm, so in einem Selbander sich mit Frau von Garennes zu befinden: Ehrenbezeigungen erzeugen eben sowohl einen Rausch, wie der Noyau, und Tante Noton hatte gerade keinen besonders starken Kopf.

„Es geschieht um ihretwillen, Sie werden mich verstehen," sagte die unvergleichliche Julie; „ich meinestheils würde Alles darum geben, um sie bei uns zu behalten. — Aber man muß nicht immer an sich selbst denken, liebe Tante."

„Ach, meine arme Nichte," unterbrach sie die gute Tante, indem sie ihr Glas erhob; „warum sagst Du mir so etwas, da ich all mein Leben lang nur an Andere gedacht habe!"

„Ich weiß es! ich weiß es!" antwortete die Schloßdame; „Sie haben ein goldenes Herz, meine Tante, und eben deßwegen setze ich mein ganzes Vertrauen auf Sie."

Das Glas war geleert. Tante Noton seufzte:

„Ach! da hast Du Dein Vertrauen gerade auf die Rechte gesetzt!"

„Aber," fuhr sie dann in einem plötzlichen Zorne fort, „hat man je eine solche alte Närrinn gesehen, wie diese Mutter Richard?"

„Meine Tante! — meine Tante!" rief Frau von Garennes erschreckt aus.

„Ich habe sie eine alte Närrinn genannt und nehme das Wort auch nicht wieder zurück! — Was fehlt ihr denn, dieser

Alten, um zufrieden zu sein? Sie hat einen Sohn, welcher eine Perle unter den Männern ist, eine Schwiegertochter, die ein Engel ist. — Magst immerhin böse werden, Julie, und ich sage es Dir dennoch gerade heraus: Du bist ein Engel! — Woher beziehst Du denn Deinen Noyau? Der ist ganz vortrefflich!"

„Es steht schon ein Korb voll von demselben für Sie auf der Eisenbahn, meine Tante."

„Wahrhaftig! Von derselben Sorte?"

„Von derselben."

Die Augen der Tante Noton wurden feucht von Thränen.

„Ach, Frau von Garennes," sagte sie, „Du machst Deine ganze Familie glücklich Sapperlot! ich will offen heraus sprechen gegen die alte Frau, und wenn sie dann ihr Unrecht nicht einsieht —"

Die Schloßdame berührte sanft den Arm der Sprechenden.

„Meine Tante," sagte sie, „Sie haben mich noch nicht verstanden. Die Sache ist bereits so weit gediehen, daß erstens, und vor allen Dingen, für Madame Richard selbst, dann aber auch für Herrn von Garennes, denn von mir spreche ich nicht, eine Trennung durchaus nothwendig ist."

Tante Noton machte große Augen. Frau von Garennes fuhr mit geläufiger Zunge fort:

„Von allen unsern Verwandten besitzt vielleicht nicht ein Einziger die Biederkeit des Herzens und die Geradheit des Geistes, durch welche Sie sich auszeichnen, meine Tante. — Nur Sie wissen gewisse feine Schattirungen zu erfassen. — Sie lesen in dem Grunde meiner Seele und sehen die schmerzhafte Anstrengung, welche ich mache. — Ich würde den Augenblick die Hälfte meines Vermögens geben —"

„Nimm Dich in Acht, meine Kleine," unterbrach Tante Roton die Sprechende, indem sie auf eine plumpe und cynische Art lächelte. „Du darfst kein zu feines Spiel treiben, weil ich mich sonst in Deinen schönen Redensarten verwickeln und am Ende gar nichts mehr sehen würde! Wenn Du nicht willst, daß ich rechts gehe, während Du mich links sendest, so nenne jedes Ding bei seinem richtigen Namen und mach die Sache kurz ab. — Du willst, daß ich mich zu der Mama Richard begebe, nicht wahr?"

„Ich gestehe, daß Sie mich dadurch sehr verbinden würden."

„Gut! — Und Du willst, daß sie gehe?"

„Meine Tante —"

„Also Du willst, daß sie bleibe?"

„Meine Tante, wenn es nicht um meines Mannes willen geschähe —"

Die Frachtfuhrwerk-Unternehmerinn erhob sich und leerte ihr letztes Glas auf einen einzigen Zug, so daß nicht die Nagelprobe drin blieb.

„Du willst also nicht nur, daß sie gehe, Kleine," versetzte sie, „sondern Du willst außerdem die Sache Deinem Manne in die Mütze schieben. — Armer Engel! — Benutzest Du denn jenen indischen Caschmir noch, welchen Du voriges Jahr trugst?"

„Nie! — Und wenn ich wagen dürfte, meine Tante —"

„Wage doch, wage doch immerhin!" sang die Frachtfuhrwerk-Unternehmerinn nach der Melodie: „Komme doch, komme doch 2c." Die Frau von Jardins hat einen Caschmir, Augusta ebenfalls, ja sogar diese Sophie von Baliveaux — ach! was für eine Carrikatur, meine Nichte! — Auf Wiedersehen! —

Ich werde meinen Besuch bei der Mama Richard abstatten; leg nur immerhin den Caschmir bereit."

Sie öffnete die Thür des Salons und stieg zwei oder drei Stufen hinab.

„Kleine!" rief sie dann ganz leise, indem sie sich noch ein Mal umwandte.

Frau von Garennes ging schnell auf sie zu.

„Für den Fall, daß die gute Frau trotzig wäre," sagte Noton lächelnd, „für den Fall zum Beispiel, daß sie auf der Stelle abreisen wollte —"

„So kann man sofort die Kutsche anspannen lassen," sagte die Schloßdame rasch

„Ja," versetzte Tante Noton, „man muß auf Alles vorbereitet sein. — Wenn ich daran denke, daß ich schon so alt bin und noch in meinem Leben keine Ohrringe mit Brillanten getragen habe, und daß diese Sophie von Baliveaux —"

Die Schloßdame warf einen verstohlnen Blick um sich; es befand sich Niemand auf der Terrasse. Mit einer schnellen Bewegung lös'te sie ihre Ohrgehänge aus den Ohren.

„Das ist mein schönstes Paar," sagte sie; „Sie würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie dasselbe annähmen."

Tante Noton nahm das Geschenk sehr freundlich an.

„Geh, meine Tochter," sagte sie, „laß anspannen; ich werde diese Ohrgehänge mein ganzes Leben zum Andenken an Dich tragen."

Sie stieg die Freitreppe hinab und durchschritt mit stolz erhobenem Haupte den Garten, um sich nach dem Park zu begeben, in welchem das Häuschen der Mama Richard lag.

In dem Garten war ein vollständiges Fest. Man tanzte

in einem Pavillon. Camille, welche leichenblaß war, und in deren Augen man noch Spuren von Thränen erblickte, reichte ihre Hand dem triumphirenden Herrn von Gueret. Schatz machte vis-à-vis mit ihrem Klein-Mütterchen. Herr von Jardins tanzte, Herr von Taillis tanzte, Massonneau der Aeltere sah seiner Frau beim Tanzen zu; Luzerne und der Künstler versuchten in ihrer Eigenschaft als Lustigmacher einige von jenen verpönten Sprüngen, welche auf öffentlichen Bällen selbst die Damen der freien Gemeinde schamroth machen.

Frau von Jardins hatte gegen diese etwas gewagten Freude-Touren protestiren wollen, aber Madame Augusta behauptete, daß dergleichen selbst in den höchsten Kreisen vorkomme. Frau von Jardins war damit zwar zum Schweigen gebracht, verbot aber wenigstens ihrem Schatz, jene Herren anzublicken.

Roland war nicht zugegen; man hatte ihn nach dem Park gehen gesehen. Stephen Williams, der noch von seiner Niederlage sich nicht erholt haben mochte, machte die bekannten tausend Schritte in einer einsamen Allee, welche nach dem Tanzsaale führte; sein Kopf war auf seine Brust gesunken und er schien in ein wehmüthiges Nachdenken versunken, als Morins Tochter ihm mit einem Theebrett entgegen trat, auf welchem sie Erfrischungen umher reichte, und das sie mit beiden Händen halten mußte.

Stephen Williams wollte ihr den Rücken wenden, allein Toinette setzte ihr Theebrett auf die Erde und hielt ihn kühn bei dem Arme zurück.

Sie zog ihn mit sich bis an eine Biegung des Weges, von welcher aus man die Aussicht über den ganzen Tanzsaal hatte.

„Ich hatte Ihnen schon gesagt, daß sie hübscher wäre, als

ein Engel!" flüsterte sie dem Fremden in das Ohr; „und Sie sehen nun selbst, daß ich nicht gelogen hatte."

Sie zeigte dabei mit dem Finger nach Camille, welche sich in eben demselben Augenblick umwandte, um ihre feuchten Augen zu trocknen.

Toinette machte es, wie sie, und fuhr mit der Hand über ihre Augen.

„Ja," sagte der Amerikaner halblaut, „dieses junge Mädchen hat in der That das Antlitz eines Engels."

„Ach, gehen Sie! ihr Herz ist noch weit schöner, als ihr Antlitz!" rief Toinette aus. „Sie hat Alles gethan, was sie thun konnte, um uns aus der Noth zu reißen. Ich habe gesehen, wie sie ihren Vater mit gefalteten Händen bat. — Aber, dergleichen ist immer vergebens: die, welche einmal ertrinken sollen, müssen auch ertrinken."

„Du bist also in Noth, meine Tochter?" fragte der Fremde, dem es jetzt erst einfiel, sie in dem Halblicht der Allee zu betrachten.

Ein Blitz der Hoffnung erleuchtete Toinette's Augen; für einen Augenblick hegte sie den Gedanken, diesen Mann für ihr Loos einzunehmen, welchem sie in ihrer abergläubischen Unwissenheit eine Art übernatürlicher Macht zuschrieb; allein das war auch nur für einen Augenblick.

„Es handelt sich nicht um mich," sagte sie. „Ich habe gesunde Arme; wenn mein Vater nicht mehr arbeiten kann, so werde ich für Zwei arbeiten. — Und wenn Pierre Tassel mich nicht mehr heirathen will, weil ich jetzt arm bin, so hat er mich nie lieb gehabt, das ist Alles. — Wenn Sie Einer sind, so

müssen Sie an jenes arme junge Mädchen denken, welches mehr werth ist, als ich, und dabei unglücklicher, als ich."

„Wenn ich Einer bin?" wiederholte Stephen Williams erstaunt; „was denn für Einer?"

„Nun, ein irrender Ritter!" erwiederte die kleine Toinette.

Stephen Williams vermochte sich eines Lächelns nicht zu enthalten; Toinette warf erzürnte Blicke auf ihn.

„Sie lachen!" rief sie aus. „Blutet Ihnen denn das Herz nicht, wenn Sie sehen, wie ihre Augen voll Thränen sind?"

„Ich kenne sie nicht —" sagte Stephen Williams.

„Müssen denn die irrenden Ritter die Prinzessinnen erst kennen, welche sie vertheidigen?" antwortete Toinette entrüstet. „Können Sie denn das Fräulein so ansehen, wie es da am Arme des Gelbhaar gehen muß, ohne daß Ihnen das Blut vom Kopf bis zu den Füßen aufsiedet, oder sind Sie etwa Keiner?"

„Leider! nein, mein armes Mädchen," antwortete Stephen Williams in einem schwermüthigen Tone; „Du hast Recht, ich bin Keiner!"

Toinette blieb mit weit geöffnetem Munde vor ihm stehen und wußte keine Worte zu finden. Sie hatte so glühend gehofft, ohne eigentlich zu wissen, warum, daß sie von dieser Antwort wie von einem Keulenschlage niedergeschmettert wurde.

Der Amerikaner schob sie sanft mit der Hand von sich und setzte seinen Gang fort.

„Wissen Sie," fragte er noch, „wo ich den jungen Roland finden werde?"

„In dem Park," antwortete Toinette, „und diese Allee führt gerade nach demselben."

„Führt sie mich auch nach dem Häuschen der alten Frau Richard?“

„Das Häuschen der alten Frau Richard steht an dem Ende dieses Weges.“

Der Fremde dankte und entfernte sich. Toinette sah ihm nach, bis er sich im Schatten der Bäume aus ihren Augen verloren hatte. Als er verschwunden war, hob sie ihr Brett wieder auf und sagte indem sie entmuthigt den Kopf schüttelte:

„Da er keiner ist, so kann nur Gott mit dem armen kleinen Fräulein Mitleid haben!“

In dem Grade, wie sich die Allee, in welcher Stephen Williams wandelte, weiter von dem Ballsaale entfernte, wurden auch die Umgebungen derselben finsterer; die Fest-Erleuchtung warf bald nur noch einen schwachen Schimmer durch das Gebüsch. Als Stephen Williams an dem Saume des Parks anlangte, umgab ihn dunkle Nacht. Er sah die Fenster des Häuschens schwach durch die Zweige leuchten und ging näher.

Kaum hörte man in dieser abgelegenen Gegend das ersterbende Echo der Richard-Lust. Der Himmel war rein und klar über den hohen Kronen der Bäume; nur der Abendwind säuselte durch das von ihm geschaukelte Laub seine leisen Harmonieen. Das Antlitz des Amerikaners erheiterte sich, während er mit über der Brust gekreuzten Armen stehen blieb, um das Häuschen der Mutter Richard zu betrachten.

Dieses Häuschen stand so heiter und nett da, umgeben von den grünen Bäumen des Parks! Der Amerikaner blieb mehre Minuten unbeweglich stehen, in das Anschauen desselben versunken. Es litt keinen Zweifel mehr, der sonderbare Stephen Williams war ein Träumer.

„Nun!" unterbrach er endlich sein Schweigen mit einer zufriedenen Miene, „hier läßt sich wenigstens nichts gegen Herrn und Frau von Garennes sagen. Man muß da drinnen glücklich sein."

Als er diese Worte gesagt hatte, vernahm er ein Geräusch aus dem Innern des Häuschens, in welchem bisher Alles still gewesen war. Der Amerikaner trat einige Schritte vor und horchte; er glaubte von Schluchzen unterbrochene Worte zu hören

Sein hoher Körper richtete sich schnell empor, als hätte er die Täuschungen eines bösen Traumes von sich abschütteln wollen. Thränen? Aus welchem Grunde? Was bedeutete dieses Schluchzen?

Es war nicht mehr zu zweifeln; die alte Frau Richard weinte.

„Wohlan, Mama," sagte die andere Frau mit erheuchelter Herzlichkeit; „ein Wenig Muth! Sapperment! — Sollte man nicht meinen, es handelte sich um das Verschlucken einer bittern Arznei? — Sie können ja den Ort wählen, an welchen Sie sich begeben wollen, und ich stehe Ihnen dafür, daß Ihre Kinder es Ihnen an nichts fehlen lassen werden."

Die Hände des Amerikaners ballten sich krampfhaft und eine tiefe Blässe ergoß sich über sein Antlitz. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen den Stamm eines Baumes.

Mama Richard hatte ihr Angesicht mit beiden Händen bedeckt. Als sie die Hände wieder herabzog, machte der Fremde eine Bewegung, als wollte er auf sie zueilen, aber er hielt sich zurück und senkte schweigend seine Stirn.

Die arme Frau war sehr verändert. Man erkannte selbst

aus der Ferne, in welcher der Fremde stand, daß ihre Augen matt und geröthet, ihr Antlitz dagegen geisterbleich war. Dicke Thränen rollten über ihre Wangen; ihr zitterndes Haupt schwankte hin und her, und es schien, daß ihr Athmen das Gewicht nicht mehr zu heben vermöchte, welches ihre Brust niederdrückte.

„Noton," stammelte sie, „ich habe Dich gekannt, als Du noch ganz klein warst; Deine Mutter war damals sehr arm; wenn sie auf die Arbeit ging, so hatte ich Dich oft halbe Tage auf den Knieen. — Warum mußt Du nun kommen, mir das Herz zu brechen?"

Es regte sich vielleicht etwas in der behaarten Brust der Tante Noton, denn ihre Stimme zitterte, als sie die Worte sagte:

„Wohlan, wohlan, Mama! Machen Sie sich doch das Herz nicht schwer. Sackerlot! was ist denn dabei? Sie können ja hierher kommen und Ihre Kinder besuchen, so oft Sie wollen!"

Die alte Frau erhob ihre Augen gegen die Sprechende und richtete einen festen Blick auf sie.

„Ist es denn wirklich wahr, was Du mir eben gesagt hast?" fragte sie

Diese Frage wurde mit einer solchen Kraft ausgesprochen, daß der Amerikaner unwillkürlich seinen Kopf vorreckte, als verlangte er ebenfalls eine Antwort.

Die ganze Sache ging ihn jedenfalls gar nichts an, aber es gibt Dramen, welche ohne Lärm und ohne Aufsehen gespielt werden, dabei aber so peinigend und ergreifend sind, daß man

unwillkürlich veranlaßt wird, ebenfalls eine handelnde Person zu werden, wenn man auch nur aus der Ferne Zuschauer war.

Da war eine Mutter, die ihren Sohn so innig liebte und von diesem Sohne aus dem Hause geworfen wurde.

„Wie! wie!" rief Noton beleidigt aus; „Sie fragen mich, ob das wirklich wahr ist, Mama Richard! — Meiner Seel'! der Auftrag ist ohnedieß schon unangenehm genug! Glauben Sie mir, daß man mich erst lange hat quälen müssen —"

Sie stemmte dabei mit der Würde der verkannten Redlichkeit ihre Fäuste auf die Hüften.

„Es ist wahr!" klagte die arme Mutter, „Du warst sonst nicht so garstig."

„Und bin noch immer dieselbe, die ich war, Mama! — Ich kann Ihrer unglücklichen Lage viel zu Gute halten, aber wenn Sie sagen wollten, daß mein Auftrag mir angenehm gewesen sei —"

„Noton," sagte die gute Frau und reichte der Angeredeten beide Hände, „ich habe Dich nicht beleidigen wollen, meine Tochter."

Dem wunderlichen Manne, dem Stephen Williams, standen Thränen in den Augen.

„Und überdieß," nahm Tante Noton wieder das Wort, denn es war ihr selbst daran gelegen, wieder Frieden zu machen, „überdieß befiehlt man Ihnen gar nicht, sogleich abzureisen — sondern Sie können das morgen thun, übermorgen, kurz, wann es Ihnen genehm ist."

Es entstand ein Schweigen; die Alte weinte nicht mehr, ihre Augen waren starr, ihr Kopf schien zwischen ihren Schultern wieder einen festen Stand gewonnen zu haben.

„Werde nicht böse und antworte mir, Noton," sagte sie mit jener herzzerreißenden Ruhe, welche durch das Uebermaß des Schmerzes verliehen wird; „ist es wirklich mein Sohn Thomas Richard, welcher Dich sendet? — Oder kommst Du nicht vielmehr im Auftrage meiner Schwiegertochter?"

„Ich komme im Auftrage meines Vetters Garennes," antwortete Noton, welche auf unverschämte Weise aber treulich den indischen Caschmir nebst den Ohrgehängen verdiente; „er hat sogar François gesagt, daß er anspannen lassen sollte für den Fall, daß — Sie verstehen mich wohl, Mama?"

„Nein," entgegnete die gute Frau, deren Zähne sich auf einander preßten, „ich verstehe Dich nicht."

„Nun!" fuhr Noton fort, „für den Fall, daß Sie die Sache übel aufnehmen sollten und es Ihnen Freude machte, sofort abzureisen."

Frau Richard erhob sich hastig und als wäre sie von einer galvanischen Entladung aus ihrem Armstuhle empor geworfen.

Ihr Kampf war schrecklich anzusehen, so schrecklich, daß der Fremde beide Hände auf sein Herz preßte.

Aber das dauerte nur einen Augenblick, und die arme alte Frau, welche nach der eingetretenen Reaction schwächer war, als je vorher, hatte Mühe, den Alkoven zu erreichen, in welchem ihr Bett stand.

Sie erhob die beiden Hände gefaltet gegen das Bildniß der heiligen Jungfrau, welches über dem Weihbecken hing.

„Heilige Mutter Gottes!" sagte sie mit lauter Stimme, „laß mich allein alle Leiden ertragen!"

Dann kehrte sie zu Noton zurück, welche stumm geworden war, und sagte mit sanfter Ruhe:

„Da die Kutsche angespannt ist, so will ich Gebrauch von derselben machen, meine Tochter. — Ich habe noch mein kleines Haus in Trèves, und mein Sohn Thomas weiß ja auch, daß es mir an einem Obdach nicht fehlen wird. — Hilf mir, Noton: es steht dort ein großer Kasten, in welchem ich meine Habseligkeiten mitgebracht habe — wir werden denselben gemeinschaftlich packen, und es soll das nicht lange dauern!"

Tante Noton war jetzt ganz lächerlich zu Muthe, wie sie hinterher der Frau von Garennes erzählte; sie wußte gar nicht zu begreifen, wie sie um einer solchen Lumperei willen einen Schauder über den ganzen Körper hatte fühlen können.

Sie dachte sich: „Bin ich albern gewesen!" und holte dann mit kräftiger Hand aus einer Ecke den großen tannenen Kasten, welcher der Mutter Richard als Reisekoffer dienen sollte. Die gute Frau hatte keine Unwahrheit gesagt, denn die Sache dauerte nicht lange; zehn Minuten später war der kleine Schrank bereits leer und der Kasten voll.

Mama Richard blickte rund um sich; in diesem letzten Augenblick strömte die Bitterkeit in ihrem armen Herzen über.

„Wenn er selbst noch gekommen wäre," murrte sie; „wenn er zu mir gesagt hätte: „Siehe, Mutter, so und so ist es gekommen — so und so stehen die Sachen — es ist mir dies oder das widerfahren und ich bin ein Sklav meiner Stellung — und —""

„Nein, nein!" unterbrach sie sich dann, während von Neuem Thränen aus ihren Augen strömten, „Thomas würde mir das nicht gesagt haben!"

Sie sank auf ihre Kniee nieder und rief mit einer unbeschreiblichen Kraft der Leidenschaft aus:

„Jean, mein Sohn Jean, Deine Mutter steht nun ganz allein!"

„Was ist das?" fragte Tante Noton und schaute aus dem Häuschen.

Es war ihr vorgekommen, als hörte sie ein ersticktes Schluchzen von der andern Seite des Rasenplatzes.

„Ist da Jemand?" rief sie.

Niemand antwortete.

Und als Mama Richard und sie, jede an einem Ende den großen Kasten haltend, über den Rasen dahinschritten, begegneten sie auch keiner Menschen-Seele.

Das Licht brannte noch in dem nun leeren Häuschen. Als die Tritte der guten Frau Richard und ihrer Begleiterinn in der Ferne verhallt waren, hätte man Stephen Williams sehen können, wie er aus dem Dunkel der Gebüsche hervortrat und langsam über den Rasen ging.

Er gelangte bis an die Thür des Häuschens und warf einen Blick in das Innere desselben. Seine Blicke hafteten zunächst an dem nun leeren Armstuhl der Mutter Richard und schweiften dann bis zu dem Bette, über welchem das Bild der heiligen Jungfrau und das Becken mit dem geweihten Wasser hingen.

Die Decke des Bettes war bereits zurückgeworfen. Man sah, daß Mama Richard in dem Augenblick überrascht war, in welchem sie sich der nächtlichen Ruhe hatte übergeben wollen.

Der Auftrag war auf gerade und offene Weise ausgerichtet, und Tante Noton hatte, Sackerlot! ihren Ehrensold redlich verdient.

Sicherlich war der Amerikaner kein irrender Ritter, weil er sonst diese ehrlose Handlung nicht hätte unter seinen Augen

vorgehen sehen können, ohne irgend wie in das Getriebe dieses Werks einzugreifen, ohne wenigstens ein Wort auszusprechen.

Er hatte den Aufschrei seiner Entrüstung unterdrückt, und nur schweigend trocknete seine zitternde Hand die thränenfeuchten Augen.

Was hätte er aber auch thun können, hätte er selbst den besten Willen von der Welt gehabt? Die Sache ging ihn nichts an, und es war vielleicht schon zu viel, daß er sich so weit in die Geheimnisse einer fremden Familie gemischt hatte.

Er setzte sich auf die steinerne Schwelle und stützte sein Haupt auf seine Hand.

„Die Kutsche war schon zum voraus angespannt!“ sagte er vor sich hin.

Er ließ seine Hand sinken, um zu horchen. Man hörte in der Ferne ein dumpfes Rollen; dann wurde dieses Rollen schwächer und schwächer, und die Abendlüfte trugen ihm nur noch das undeutliche Echo des Gelächters und Plauderns der Theilnehmer an dem Feste zu.

Ein bitteres Lächeln kam auf die Lippen des Amerikaners.

„Das war ein rechter Thunichtgut, dieser Jean Richard,“ sagte er, „und Thomas hat eine gute Heirath gemacht. Welche Züchtigung wird Jean Richard, wenn er zurückkehrt, dieser Frau ertheilen, welche seine Mutter vertrieben hat?“

„Denn sie ist es,“ versetzte er dann, „und die alte Frau hat Unrecht gehabt, daß sie so schnell glaubte — Zu dem Thunichtgut würde sie ein größeres Vertrauen gehabt haben — der Andere — aber das bleibt sich gleich, sie hätte nur sagen sollen: „Ich will meinen Sohn sehen!““

Er reckte seine beiden Arme aus, an deren Enden sich die Fäuste krampfhaft ballten, und fuhr fort, als hätte dieser Gedanke seinen Geist tyrannisirt:

„Die Kutsche war schon zum Voraus angespannt!"

Schritte ließen sich an dem Saume des Parks vernehmen, und ein Schatten zeigte sich auf dem Pfade an dem Ende des Rasens.

„Roland!" dachte der Fremde, „auch so eine leidende Seele! — Ich hatte ihn hier erwartet!"

Roland ging über den Rasenplatz hinweg und kam gerade auf das Häuschen zu; er war so vertieft in seine Gedanken, daß er Stephen Williams nicht auf der Schwelle sah.

„Hier ist kein Eingang!" sagte dieser mit Kälte in dem Augenblick, als Roland dicht vor ihm stand.

Der junge Mann wich erstaunt zurück.

„Warum sollte ich nicht in das Haus meiner Großmutter gehen?" fragte er.

„Weil man sie fortgejagt hat, Ihre Großmutter," antwortete Stephen Williams.

„Fortgejagt!" wiederholte Roland und wich noch mehre Schritte zurück.

Stephen Williams erhob sich und ergriff den jungen Mann beim Arme.

„Roland Richard," sagte er mit einer plötzlichen Rührung, die er vergebens zu beherrschen bemüht war, „Sie befinden sich hier in einem verfluchten Hause und werden bald das Strafgericht Gottes in demselben erblicken!"

Roland hörte erstaunt zu und errieth halb und halb den Sinn dieser Worte.

„Wer hat denn meine Mutter aus dem Hause geworfen?“ fragte er.

Anstatt der Antwort schüttelte der Amerikaner ihn mit Heftigkeit bei seinem Arme.

Dann fragte er mit wehmüthigem Lächeln:

„Was thaten Sie eben erst, während man über ihr Loos in dem Schlosse Garennes entschied, Roland Richard?“

Der junge Mann schwieg. Stephen Williams aber fuhr fort:

„Ihr spracht mit einander von Euerer Liebe, dort unter dem Laube der Bäume versteckt, unkluge Kinder, verurtheilte Kinder! — Ihr spracht von Euerer Liebe, während man dort, in Euerer Nähe, das Glück Eueres Lebens zerbrach. — Ihr träumtet den schönen Traum von einer ewigen Vereinigung, während das Urtheil über Euere Trennung ausgesprochen wurde. — Ihr gelobtet Euch gegenseitige Treue, während Camille einem Andern versprochen wurde.“

„Ist es denn wahr!“ rief Roland aus. „Herr Richard von Gueret hat um Camille's Hand angehalten?“

„Herr Richard Gueret,“ antwortete der Amerikaner, „hat seiner Braut fünfhunderttausend Franken zu bieten, und Sie gehen zur Armee ab.“

Roland beobachtete eine fast ruhige Haltung.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte der Amerikaner.

„Ich sage nur,“ antwortete der junge Mann, „daß ich Herrn Richard Gueret morgen fordern werde.“

„Und Sie werden ihm das Leben nehmen, nicht wahr?“

„Ich werde ihm das Leben nehmen!“

Stephen Williams schulterte sich mit einem Ausdruck des Mitleids.

„Wenn Sie nur diese eine Hoffnung haben, Herr Roland," sagte er, „so beklage ich Sie. Allein, man kann einem Kinde nicht mit einem Male Weltkenntniß und Lebensklugheit beibringen. — Lassen Sie uns von ernsten Dingen sprechen. Sie lieben Ihre Cousine, und ich glaube, daß Sie von derselben wieder geliebt werden. Wenn Sie nun hier blieben, so würde vielleicht schon Ihr Hiersein ein hinreichendes Hinderniß der beschlossenen Ehe sein, was ich daraus schließe, daß man so sorgsam bedacht ist, Sie zu entfernen. Nun bleibt Ihnen aber ein herrliches Mittel, um Ihre Abreise zu verhindern?"

„Welches Mittel?" fragte Roland hastig, da er sich bereits den ganzen Abend den Kopf zerbrochen hatte, um ein solches Mittel aufzufinden.

„Die zweitausend Franken, welche Sie mir für Ihren Vater gegeben haben," antwortete der Amerikaner, „sind noch nicht abgesandt."

Während er diese Worte sagte, öffnete er sein Portefeuille, um die beiden Bankbillets aus demselben zu nehmen, welche ihm Roland übergeben hatte.

Dieser wandte sein Haupt ab.

„Mit diesen zweitausend Franken," fuhr der Amerikaner fort, „können Sie einen Stellvertreter kaufen, können bei Camille bleiben und dann für Ihr eigenes Glück kämpfen. — Wollen Sie das Geld nicht wieder annehmen?"

„Nein," antwortete Roland mit leiser Stimme.

„Und dennoch —" wollte Stephen Williams von Neuem einwenden.

Roland unterbrach ihn durch einen Wink.

„Sie haben es übernommen, dieses Geld meinem Vater zu übergeben," sagte sie, „besorgen Sie Ihren Auftrag und lassen Sie ihn vor allen Dingen nicht wissen, was mich dieses Opfer kostet."

„Wie Sie wollen, Herr Roland," sagte der Fremde, der mit einer anscheinend großen Gleichgiltigkeit sein Portefeuille wieder schloß; „Sie sind wahrhaftig fast ein eben so großer Trotzkopf, wie der arme Teufel Jean Richard!"

Er sah nach seiner Uhr, welche auf halb Neun zeigte.

„Ich halte Sie nicht ferner zurück," sagte er; „ich weiß, daß die Verliebten die Einsamkeit lieben; allein, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so nähern Sie sich in einer halben Stunde dem Tanzsaale, und Sie werden vielleicht etwas Neues sehen."

Er empfahl sich dem jungen Manne mit einer leichten Handbewegung und begab sich dann nach dem Innern des Parks.

---

17. Peter Bristol.

„— Das Vermögen dieses Mannes auch nur annähernd abzuschätzen," sagte Herr von Garennes, welcher in der Mitte einer Gruppe ernster Richarde saß, „ist eine unmögliche Sache. 1849 hat er der Bank von Neu-Orleans drei Millionen Dollars geliehen, um sie gegen einen Bankrott zu schützen."

„Funfzehn Millionen Franken!" hatte Herr von Jardins schnell ausgerechnet, denn er rechnete fast eben so fertig, wie der kleine Massonneau, der Zögling der polytechnischen Schule.

„Er hätte ihr vielleicht das Doppelte leihen können, ohne dadurch in die mindeste Verlegenheit zu kommen," fuhr Herr von Garennes fort; „er besitzt ein so kolossales Vermögen, daß man sich in Europa gar keinen Begriff von demselben würde machen können, wenn wir nicht die Rothschilde hätten. Peter Bristol hat ein Comptoir in Canada, ein Comptoir in Rio de Janeiro, ein Comptoir in Panama, Comptoire in Boston, New-York, Mobile — Er ist es, der die Blei-Minen zwischen dem Obern-See und dem Mississippi besitzt — Seine Bergleute haben zuerst die Golderze von Sonora gewonnen. — Er hat einen Bevollmächtigten am Cap, einen Gesandten in Canton. — Seine

Schiffe durchsegeln den indischen Ozean und die bengalische Bai!"

„Ein großartiges Gemälde," sagte Jardins, „und mit kräftigen Zügen entworfen!"

„Ach!" seufzte Richard-Taillis, „gegen ein solches Vermögen sind schöne fünfunddreißigtausend Franken Einkünfte nur Trockenbrot und Wasser!"

„Wenn ein solcher Mann, wie der, von der amerikanischen Manie ergriffen würde," versetzte Luzerne, „und man wäre dann bei ihm, um sich ihm in seinen letzten Augenblicken angenehm zu machen —"

Bei dem Wort „amerikanische Manie" verzogen alle Richarde das Gesicht; sie schämten sich und die Erinnerung an ihren grotesken Kreuzzug gegen die eingebildete Erbschaft des Stephen Williams verfolgte sie, wie ein Gewissensbiß. Der größte Theil von ihnen blickte sich verstohlen nach dem schlechten Witzmacher von einem Amerikaner um, aber Niemand sah ihn. Stephen Williams war seit dem Schlusse des Familien-Rathes verschwunden.

Der Ball wurde fortgesetzt von den jungen Leuten und dem glücklichen Richard-Guéret, welcher durch seinen Stolz und seine Freude mindestens zehn Jahre jünger wurde. Klein Mütterchen hatte schon zwei oder drei Mal versucht, für Schatz eine Gelegenheit herbeizuführen, um einen recht langen und dramatischen Gesang vorzutragen. Tante Noton dagegen, welche feurig glühte, und deren Augen blitzten, hatte Frau von Garennes auf die Seite geführt.

„Es ist geschehen," sagte sie, obgleich die Schloßdame ihr wiederholte Zeichen gab, um sie zum Schweigen zu veranlassen.

Da Sophie von Baliveaux ganz in der Nähe stand und Alles hätte hören können, so konnte die Schloßdame nichts weiter thun, als daß sie der Tante Noton die Hand drückte und ihr in das Ohr flüsterte:

„Der Caschmir befindet sich in Ihrem Zimmer.“

„Meine Herren,“ rief plötzlich Luzerne mit jener Heftigkeit, welche denen eigen ist, die an der Calembourg-Wuth leiden, „ich schlage Ihnen vor, den Künstler aus unsrer Vetterschaft auszuschließen.“

„Ei! lassen Sie hören! lassen Sie hören!“ riefen die Liebhaber der Witze, indem sie sich ihm näherten.

Herr von Garennes hatte die Brauen zusammengezogen. Nicht umsonst hatte er die poetische und pomphafte Beschreibung des Hauses Peter Bristol begonnen. und Luzerne entriß ihm sein Publicum im günstigsten Augenblick.

„Aber hören Sie,“ sagte er ziemlich übelgelaunt, „in Ihrem Beisein, mein lieber Vetter, ist es unmöglich, auch nur zwei Minuten ein vernünftiges Gespräch zu führen“

„Das kommt daher, weil ich nicht altere,“ antwortete Luzerne, welcher jene Worte für ein Compliment nahm; „noch in meinem siebzigsten Jahre werde ich ein Jüngling sein.“

„Warum soll denn aber der arme Trockenbrot ausgeschlossen werden?“ fragte Taillis.

„Sie werden doch warten, bis meine Frau zugegen ist, bevor sie einen so wichtigen Entschluß fassen?“ fragte Massonneau der Aeltere.

Es hatte sich ein Kreis um den lustigen Luzerne gebildet, und dieser betrachtete sein Publicum wie ein Mann, der an Erfolg gewöhnt ist, indem er sagte:

„Ich will Trockenbrot aus der Vetterschaft ausschließen, weil er Maler auf Glas und folglich bei einem so dürftigen Erwerbe kein Fetter Richard ist.“

Einige verstanden das Wortspiel auf der Stelle und lachten; als diese mit ihrem Gelächter zu Ende waren, begriffen auch die Geister zweiten Ranges den Calembourg und begannen ebenfalls laut aufzulachen. Nach diesen kamen die Verstandesfähigkeiten dritten Ranges, und zuletzt erheiterte sich Massonneau in einem kostbaren Solo.

Dieses Lachen hatte die Wirkung eines Pelotonfeuers.

„Ganz erträglich!“ entschied Herr von Jardins.

„Luzerne ist seit der Suppe mit diesem Witze schwanger gegangen,“ sagte Taillis. „Die Entbindung war eine sehr schwere.“

„Wenn er das nur wenigstens während des Familienrathes vorgebracht hätte!“ bemerkte Madame Augusta, welche auf den Ruf ihres Mannes herbei gekommen war.

Der Künstler hatte ein dickes fettiges und glänzendes Portefeuille aus seiner Tasche gezogen und schrieb eine Bemerkung in dasselbe.

„Was machst Du denn da, Trockenbrot?“ fragte man von allen Seiten.

„Ich vervollständige meine Farbentheorie,“ antwortete er; „ich hatte bisher für die gelbe Farbe nur die Sonne, die Beinkleider von Nankin, die Goldstücke, die Canarienvögel und die Jonquillen — Jetzt füge ich dieser Liste noch das Lächeln des Vetter Luzerne hinzu, wenn er einen verfehlten Calembourg gemacht hat.“

Dieses Mal entstand ein donnerndes Gelächter. Die Da-

men, welche nicht den feinen Ton von Klein Mütterchen besaßen, jauchzten und schrieen laut auf; Tnillis fluchte drei oder vier Kreuz-Millionen-Donnerwetter zu Ehren des Künstlers, und selbst Jardins, der unparteiische Richter, sagte:

„Eine gute Antwort! — Positiv!"

Nachdem Luzerne von dem profanen Volke so schlecht beurtheilt war, gelobte er sich, für die Folge seine Feinheiten nur den Kunstkennern vorzutragen, welche das Theater der Variétés besuchen.

Indeß hatte die unvergleichliche Julie Zeit gehabt, die Lage zu überschauen. Jedes Unglück ist zu etwas gut. Mit einem Blick erkannte sie, daß sie den vollständig gebildeten Kreis und die erwachte Aufmerksamkeit recht gut benutzen könne. In dem Augenblick, in welchem Frau von Jardins, welche eine gleiche Idee hatte, zu ihrer reizenden Tochter sagte: „Schatz, Du könntest uns jetzt etwas vorsingen," in demselben Augenblick trat die Schloßdame in die Gruppe und sagte, indem sie sich an ihren Mann wandte:

„Es würde unsern Verwandten vielleicht ein großes Vergnügen machen, die eigenhändige Handschrift des berühmten Peter Bristol zu sehen, von welchem Du eben erst erzähltest."

Herr von Garennes suchte sogleich in seiner Tasche. Während er suchte, fuhr die Schloßdame fort, ihre Umgebung anzureden.

„Das Leben des Banquier Peter Bristol ist interessanter, als viele Romane; ich würde viel darum geben, um es in allen seinen Einzelheiten kennen zu lernen, denn das, was ich weiß, reizt meine Neugierde im höchsten Grade. Wenn man bedenkt, daß dieser Mann, der so reich oder noch reicher ist, als Könige,

eines Tages mit dem Bündel auf dem Rücken und keinen Pfennig in der Tasche von England nach Amerika eingewandert ist, so muß man in noch höherem Grade staunen. Er wurde, wie man sagt, Ablader in den Hafen von Boston und erwarb sich durch angestrengte Arbeit einige Pfund. Da er beim Landen gesagt hatte, daß er von Bristol komme, so nannte man ihn nach dieser Stadt. Nach zwei Jahren hörte er auf, mit der Hand zu arbeiten und gab den ersten Wechsel aus, der mit Peter Bristol unterzeichnet war. Sein Credit war binnen vierundzwanzig Stunden begründet. Kaum war sein Haus zwei oder drei Jahre alt, als er bereits mehre Millionen besaß."

„Glück!" meinte Herr Richard-Taillis. „Und außerdem, dort zu Lande —"

„Nun, mein Freund, findest Du den Brief nicht?" wandte sich die Schloßdame an ihren Mann.

„Ich möchte den Brief zeigen," antwortete Herr von Garennes, „in welchem er mir von der Bank von Panama schreibt, die eine Dividende von sechzig Procent abwirft!"

Es entstand eine tiefe Stille. Diejenigen Richarde, welche disponible Capitale hatten, dachten bereits nach.

„Mein Gott," nahm Frau von Garennes wieder das Wort, „es kommt ja wenig auf den Brief an; es handelt sich nur darum, unsern Verwandten die Handschrift dieses Mannes zu zeigen, dessen Name gewiß einen Platz in der Geschichte unserer Zeit verdient."

„Hören Sie, Vetter Thomas," versetzte Jardins, „Sie wissen, daß ich Handschriften sammele. Ich habe erst neulich einen Lord Palmerston und einen Robert Houdin erhalten; könnten

Sie mir einige Zeilen von diesem bedeutenden Manne verschaffen, so würden Sie mir damit ein großes Vergnügen machen."

„Ich habe ganze Stöße Briefe von ihm!" antwortete Herr von Garennes, während er seine Taschen umkehrte.

„Sie können sich denken," fuhr die Schloßdame fort, „daß sich bald der Neid rund um dieses Gestirn erhob, dessen erstes Aufleuchten bereits ein so glänzendes war. Ich werde Ihnen eine sehr merkwürdige Thatsache erzählen, die sicherlich einen Platz in einem Buche verdiente.

‚Peter Bristol gehörte bereits zu den ersten Geschäftsmännern in Boston, und seine Freunde dachten daran, ihm irgend ein consularisches Amt, die Stelle eines Schöffen, glaube ich, zu übertragen. Sie werden bereits, wie Jedermann, von den amerikanischen Wahlen gehört haben: der Rum, die Fausthiebe und Stockprügel spielen bei denselben, wie bei den englischen Wahlen, eine bedeutende Rolle. Peter Bristol wurde, einer sehr lebhaften Opposition ungeachtet, gewählt, aber seine Gegner erregten einen Aufstand in der Stadt und verlangten zum Mindesten, daß der neue Beamte erst eine Nachweisung über seine Herkunft gebe.

„Peter Bristol sagte: „Gebt mir dreißig Tage Zeit!"

„Ein Dampfboot ging auf der Stelle ab, und am dreißigsten Tage erblickte man seine Flagge im Norden des Kap Cod.

„Die Straßen füllten sich auf der Stelle; die Neugierde war gewachsen und das Volk nahm Partei.

„Ganz Boston eilte nach dem Hafen, als die Schaluppe des Dampfbootes an das Land kam. Der Capitain war in der Schaluppe und hielt in der Hand ein Kästchen von ciselirtem Silber. Man stieg an das Land; die Behörden waren auf dem

Rathhause versammelt, um den Geburtsschein des Peter Bristol zu erwarten.

„Die Menge verließ das Gestade und versammelte sich vor dem Rathhause.

„Das Kästchen enthielt ein Pergament, welches das Siegel der Königinn trug und war mit dem Gemeindesiegel der Stadt Bristol verschlossen.

„Jenes Pergament war in der That ein Geburtsschein, unterzeichnet von dem Lord Mayor und den zwölf Aldermen der zweiten Stadt der drei Königreiche. Durch diese Urkunde, welche Sie wunderlich finden werden, die aber in den Eigenthümlichkeiten unserer Nachbarn ihre Erklärung findet, ertheilte die Stadt Boston dem berühmten Banquier den Titel eines geliebten Sohnes und machte sich authentisch zu seiner Mutter.

„Die Mauern des Rathhauses hätten zusammenstürzen mögen unter dem Bravorufen, und Peter Bristol wurde als erster Schöffe ausgerufen."

„Originell," dachte Herr Richard-Jardins; „ja, sogar excentrisch!"

„Aber die Bank von Panama," fragte Taillis, „sagen Sie, ist die auf Actien begründet?"

Der gute Mann hatte fast Lust, seine fünfunddreißigtausend Franken Einkünfte auf funfzigtausend Thaler zu erhöhen.

„Auf Actien?" wiederholte Garennes mit zerstreuter Miene; „allerdings, mein Vetter. — Aber ich weiß gar nicht, wohin ich diesen verdammten Brief gesteckt habe."

„Ist Peter Bristol verheirathet?" fragte Frau von Jardins mit einem mütterlichen Blick auf Schatz.

„Nein, meine Base. — Ich hatte noch so eben seinen Brief!

— Aber, es kümmert nichts! hier ist ein Anderer, und, wie meine Frau gesagt hat: Sie werden aus jedem Briefe seine Handschrift kennen lernen können."

„Man beurtheilt einen Mann nach seiner Handschrift," sagte Jardins in einem Schulmeistertone und nahm die Brille aus dem Futteral.

Garennes entfaltete indeß den famosen Brief, welchen er bereits am Morgen dieses Tages dem Wechselagenten Gayet gezeigt hatte. Man drängte sich um das Autographum; die, welche nicht in die vordern Reihen vorzudringen vermochten, erhoben sich auf ihre Zehen.

„Schön, sehr schön, eine charaktervolle Handschrift," sagte Jardins zuerst. „Es liegt in diesen Zügen ein schöner Ausdruck!"

Madame Augusta, welche erst sehr spät die sinnreiche Kunst, das Wort zu malen und zu den Augen zu sprechen, gelernt hatte, fand, daß in den großen Buchstaben eine ungemeine Flüchtigkeit liege.

„Eine gewisse Neigung der Buchstaben," sagte Richard-Gueret, „deutet darauf, daß dieser Mann sich in die verschiedensten Lagen zu schicken versteht."

„Und die Bindestriche!" rief Luzerne, „sehen Sie nur auf die Bindestriche!"

„Man muß gestehen, daß diese Bindestriche gar nicht mehr Mode sind und folglich auf altes Schrot und Korn deuten!" bemerkte der Künstler.

„Wissen Sie, was ich jetzt für eine Bemerkung mache?" nahm Jardins wieder das Wort, indem er sich emporrichtete: „er macht die Punkte über den I wie Komma."

Da haben Sie Recht! Die vier I-Striche in Credit illimite (unbegrenzter Credit) sind sämmtlich Komma-ähnlich."

Es war Herr von Garennes, welcher diese letzte Bemerkung machte und auf diese geschickte Weise einem jeden Richard begreiflich machte, daß er unbegrenzten Credit bei Peter Bristol habe.

„Diese einem Komma gleichenden I-Punkte beweisen Festigkeit des Benehmens," sagte Luzerne.

„Und die a sind sämmtlich oben offen," rief Herr von Jardins.

„Sie haben Recht, mein Vetter," erwiederte abermals Garennes; „sehen Sie, in cordialité (Herzlichkeit) ist das a auch nicht geschlossen."

„O, ich habe eine außerordentliche Beobachtungs-Gabe," gestand Richard-Jardins, „positiv! — Wenn ich nur zwei Zeilen von einer Handschrift sehe, so sage ich Ihnen sogleich, ob der Schreiber stark oder schwach, gesund oder krank ist —"

„Ob er blonde oder braune Haare hat!" rief Richard-Luzerne.

„Ob er gut oder schlecht schreibt," setzte Trockenbrot noch hinzu.

„Aber, Sapperment! Sapperment!" rief Taillis wieder; „davon erfährt man noch immer nicht, ob man Actien von jener Bank von Panama haben kann, welche sechzig Procent Dividende abwirft."

„Du brauchst nur den Brief zu lesen," antwortete der kleine Wittwer, der natürlich an dem Ruhme der Familie Garennes mitwirkte, „und Du wirst sehen, wie unser Vetter in demselben

behandelt wird. — Wenn unser Vetter will, so kann Jedermann Antheil an dem reichen Gottessegen haben."

Der Rath wurde befolgt. Man las den Brief, anstatt länger die Handschrift zu beurtheilen. Wir kennen diesen Brief bereits aus der Wirkung, welche er auf den Wechselagent hervorgebracht hatte. Das Goldfieber ergreift die reich Gewordenen sehr leicht; es ist ansteckend, es ist überwältigend. Alle Richarde träumten denselben Traum und sahen bereits den californischen Himmel sich öffnen. Frau von Garennes, die in ihr Fäustchen lachte und auf ihre besondere Weise triumphirte, übernahm es, die allgemeine Aufregung zu beruhigen. Sie ertheilte treffliche Rathschläge, sagte, daß Alles in der Geschäftswelt nur von Glück und Unglück abhänge, daß man nicht wissen könne 2c. 2c.

Aber der Anstoß war einmal gegeben. Ehe noch Herr von Garennes Zeit hatte, den kostbaren Brief wieder zusammen zu legen, versuchte Jeder, den lieben Vetter für sich zu gewinnen, um durch ihn wenigstens eine von den Actien zu erhalten, welche ein Peru waren. Er mußte sich gegen den Eifer wehren, mit welchem man die Gelder bei ihm ausschütten wollte, und die Kasse des Hauses Garennes drohte nicht groß genug zu sein, um den goldenen Regen aufzunehmen.

„Nehmen Sie hin! nehmen Sie hin! nehmen Sie hin!" riefen Alle, die Klugen, wie die Dummen, Jardins und Taillis, Luzerne und Trockenbrot, die Geizigen und die Verschwender, die Armen und die Reichen, Sophie von Baliveaux, der Substitut, die Tante Noton, die Massonneau — kurz! es wären hundert Hände nöthig gewesen, um das Geld hinzunehmen.

Als das Vertrauens-Delirium den höchsten Punkt erreicht

hatte, vernahm man von der Freitreppe des Schlosses her ein Geräusch. Ein Bediente trat mit geschäftiger Miene in den Ballsaal und flüsterte der Frau von Garennes einige Worte in das Ohr; diese blickte rasch in der Richtung nach dem Schlosse.

„Lassen Sie ihn kommen!" sagte sie.

„Er kommt schon, gnädige Frau," antwortete der Bediente.

„Was gibt es denn?" fragte Herr von Garennes, dem diese Unterbrechung ungelegen kam

Seine Frau gab ihm einen geheimnißvollen Wink mit den Augen und sprach nur den Namen Robinson aus. Der Schloßherr errieth, und eine gewisse Aufregung machte sich in seinen Zügen sichtbar.

„Gewiß! gewiß! man lasse ihn auf der Stelle eintreten, oder ich werde ihm vielmehr entgegengehen."

Frau von Garennes vertrat ihm den Weg

„Du weißt," flüsterte sie ihrem Manne zu, „er liebt den Eifer nicht. Bleibe!"

Diese kurze Zwiesprache hatte die Richarde auf die Erscheinung irgend einer hohen Person vorbereitet. Ihre neugierigen Blicke suchten das Dunkel zu durchdringen, welches um den Pavillon herrschte. Die Actien-Angelegenheit war auf unbestimmte Zeit vertagt. Jeder Richard kehrte allmählich in sich zurück. Luzerne haschte nach einem Calembourg, der Künstler überlegte, daß ein Empfehlungsschreiben an jenen Peter Bristol ihm behilflich sein könnte, mit Nutzen die schöne Kunst der Malerei auf Glas in der neuen Welt zu lehren; klein Mütterchen tröstete sich mit der Hoffnung, daß es endlich ihrem Schatz möglich werden dürfte, einen Gesang vorzutragen.

Indeß schritt Robinson, oder vielmehr der arme Teufel Vauthier, den wir im Gasthaus zum weißen Roß in einer so betrübenden Lage kennen lernten, durch den Garten, um sich nach dem Ballsaal zu begeben. Auf der Hälfte des Weges fühlte er seine Schulter berührt und blickte sich um.

„Sie haben die Wechsel?" fragte ihn eine bekannte Stimme.

Stephen Williams stand neben ihm.

„Ja, mein würdiger Herr," antwortete Robinson; „aber ich glaube, daß heute Abend in diesem Garten ein Fest gefeiert wird, und meiner gehorsamsten Meinung nach möchte der Augenblick —"

„Ich habe noch keinen Rath von Ihnen verlangt, Herr Vauthier," unterbrach Stephen Williams den Sprechenden in kurzem Tone.

Der Abenteuerer verneigte sich.

„Ich stehe zu Ihren Befehlen," entgegnete er. „Ich habe also die Wechsel sofort zu präsentiren?"

„Ja."

„Mitten in der Gesellschaft?"

„Ja."

„Ich denke jedoch, es werden dadurch einige Störungen veranlaßt werden —"

„Wir haben gar keinen Grund, auf Störungen Rücksicht zu nehmen."

„Aber —" begann Vauthier, um noch eine Einwendung zu versuchen.

„Ich will es so haben!" unterbrach Stephen Williams den

Andern in einem gebieterischen Tone. „Gehen Sie, ich will es!“

Sie waren nur noch zehn Schritt von der mit Laubgewinden geschmückten Thür des Pavillons. Stephen Williams schlüpfte hinter eine Hagbuchenhecke und setzte sich ruhig in einen Winkel. Er bemerkte Roland, welcher den Pavillon umschlich.

„Treten Sie ein! treten Sie ein!“ sagte er zu ihm; „der Augenblick ist erschienen.“

Der Bediente, welchen Frau von Garennes als Wache an die Thür gestellt hatte, meldete mit lauter und ausdrucksvoller Stimme:

„Herr Robinson, Bevollmächtigter des Hauses Peter Bristol in Boston.“

Das war ein wahrhafter Theater-Coup. Ohne es zu wissen, hatten Herr und Frau von Garennes diesen Eintritt auf eine prachtvolle Weise vorbereitet. Die geblendeten Richarde öffneten die Augen weit, um den Paktolus fließen zu sehen; es däuchte ihr, daß jene famose Bank von Panama, welche sechzig Procent Dividende zahlte, sich verkörpert habe, um in ihrer Mitte zu erscheinen.

Der Schloßherr und die Schloßdame nahmen riesige Verhältnisse in ihren Augen an; die steigende Hoheit derselben drückte den Stamm danieder. Selbst der kleine Wittwer erhielt wegen seiner Verbindung mit dem Hause Garennes einen strahlenden Nimbus um seine Stirn. Das war zu viel; die Eifersucht biß mit scharfen Zähnen alle Mitglieder der Familie, und wenn die Richarde die Macht besessen hätten, den Blitz herbeizurufen, so würde der Blitz auf die Herrschaft dieses Schlosses niedergefahren sein.

Man sah einen ziemlich schlecht gekleideten Mann, der wegen seiner Person in Verlegenheit schien. Herr von Garennes und seine Frau gingen ihm entgegen, um ihn an der Thür in Empfang zu nehmen und dann triumphirend auf den Ehrenplatz zu führen.

Als der Abgeordnete des Hauses Peter Bristol vorüberging, verneigte sich schweigend der Stamm Richard und beliebte in dem ärmlichen Aeußern desselben nur einen Beweis von Excentricität zu sehen.

„Sie sind also Herr von Garennes?" fragte Vauthier mit unsicherer Stimme.

„Ich bin es selbst," antwortete der Schloßherr lächelnd; „ich fühle mich beglückt durch die Ehre —"

„Ihnen aufzuwarten —" antwortete die unvergleichliche Julie und machte eine Verbeugung.

Vauthier hatte manches Geschäft in seinem Leben betrieben, allein er war nie Gerichtsbote gewesen. Er verstand die Kunst nicht, die Menschen mit Ruhe und Höflichkeit zu meucheln. Selbst sein Widerstreben gegen dieses Fach machte ihn grob, und Stephen Williams hätte keine bessere Wahl treffen können, wenn es seine Absicht war, einen recht empfindlichen Schlag zu versetzen.

„Das ist schön," entgegnete der vorgebliche Robinson, indem er mitten im Saale stehen blieb „Ich bitte, ersparen Sie Ihre Höflichkeiten. Ich habe hier für eine Million sechsmalhunderttausend Franken Wechsel, die auf Sie lauten. Sind Sie im Stande, zu zahlen?"

Der Stamm Richard wogte, wie ein Meer im Sturme. Garennes, welcher bleicher war, als eine Leiche, blickte seine

Frau an. Diese, mit stärkerem Geiste begabt, versuchte noch immer ihre sichere Haltung zu behaupten.

Robinson hielt die entfalteten Wechsel in der Hand.

Es entstand eine wahrhaft feierliche Stille. In diesem ersten Augenblick wurde die Brust aller Richarde von Freude geschwellt. Der Blitz hatte eingeschlagen. Niemand dachte gerade an die Frage, ob das Haus Garennes zahlen könne oder nicht. Man sah nur den ohne Rücksicht in das Gesicht versetzten Schlag und freute sich über denselben von ganzem Herzen, indem man sah, daß er mit Meisterhand ertheilt sei.

Diese hochmüthige Familie Garennes, diese Emporkömmlinge der Emporkömmlinge, diese Menschen, welche ihre Verwandten in einem Schlosse empfingen, das funfzehnhunderttausend Franken gekostet hatte!

„Erstaunlich!“ sagte der ehrenwerthe Richard-Jardins mit einer Stimme, welche vor Freude zitterte; „positiv!“

„Ist es das etwa, was man in Amerika unbegrenzten Credit nennt?“ fragte Luzerne.

„Sapperment!“ brummte Taillis; „solche Wechsel sind Schwerenoths-Dinger!“

Der Künstler kaute an seinem grauen Schnauzbarte und dachte:

„Schau! schau! da wird es etwas zu lachen geben!“

Sophie von Baliveaux wetzte ihre Alte-Jungfer-Zähne, und Tante Noton tröstete sich mit dem Gedanken, daß der indische Caschmir sammt den Ohrgehängen in Sicherheit sei. Massonneau der Aeltere suchte in den Zügen seiner Frau die Meinung zu lesen, welche er von dem Allen annehmen sollte.

„Klein Mütterchen!“ lispelte Schatz, deren kindlich unschul-

diges Herz den Gedanken aussprach, welchen alle Richarde in diesem Augenblick hegten; „wenn bei Cousine Garennes Auction ist, so kaufen wir auch, nicht wahr?"

„Ich warte," sagte Robinson, ohne seine Opfer anzublicken.

„Nein, mein Herr, es scheint mir —" sagte Garennes, indem er einen Einwand versuchte.

„Ich warte!" wiederholte Robinson.

Herr von Garennes näherte sich rasch seiner Frau, der unvergleichlichen Julie.

„Wenn wir die zurückgelegten Gelder nehmen, welche Du in der Hand hast," sagte er, „und Guerets fünfhunderttausend Franken hinzufügen, so können wir zahlen."

Die Schloßdame antwortete nicht, und Herr von Garennes eilte auf Camille's zukünftigen Gemahl zu. Aber der kleine Wittwer wich zurück, als hätte sich eine Schlange vor ihm aufgerichtet.

„Gut!" dachten die Richarde, indem sie auch diesen zweiten Schlag mit Wohlbehagen genossen.

Herr von Garennes kehrte zu seiner Frau zurück und stotterte:

„Das zurückgelegte Geld her! — Es bleibt uns wenigstens noch das zurückgelegte Geld übrig!"

Der Schloßdame wurde grün vor den Augen.

„Sie spielten an der Börse," sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen, „und ich auch."

Garennes ließ beide Arme schlaff an seinem Leibe niedersinken. Diese Bewegung war eine so ausdrucksvolle, daß die christliche Freude der Richarde sich plötzlich in einen Schrecken umge-

staltete; jeder von ihnen dachte an das Geld, das er bei dem Hause Garennes niedergelegt hatte. Und da hätte man denn sehen können, wie alle diese triumphirenden Gesichter mit einem Male bleich und wehmüthig wurden.

„Sapperlot!" schrie Richard-Taillis, „seht nur den da an! der zittert vor einem Bankerott!"

„Der auch zu fürchten ist," sagte Herr von Jardins ängstlich; „ernstlich zu fürchten!"

Dem Künstler stand Schweiß vor der Stirn, und Luzerne verlor alle Lust, nach Calembourgs zu haschen.

Man betrachtete einige Secunden den seinem Schmerz erliegenden Herrn von Garennes, und es erhob sich dann ein einstimmiges und klagendes Geschrei:

„Mein Geld! mein Geld!"

Dann kamen die genauern Angaben:

„Meine hunderttausend Franken!"

„Meine zwanzigtausend Franken!"

„Meine dreißigtausend Franken!"

Die Richarde hatten Stimmen, welche fähig waren, die stärksten Trommelfelle zu zerreißen; ihr in den letzten Zügen liegender Geiz weinte blutige Thränen.

Taillis, Jardins, Trockenbrot, Madame Augusta, Tante Noton und die Uebrigen eilten mit einem Male auf den versteinerten Garennes zu; sie schüttelten ihn; die Nägel der Sophie von Baliveaux griffen in sein Fleisch ein.

„Mein Geld! mein Geld! mein Geld!"

„Gaunerei!" schrie Herr von Jardins; „ehrloser Betrug!"

„Mißbrauch des Vertrauens!" sagte der Substitut.

„Betrug! Entwendung! betrügerischer Bankerott!"

„In das Gefängniß!“

„In das Zuchthaus! Sapperment! In das Zuchthaus!“

Bei diesem Ausruf richtete sich Garennes wieder empor.

„Mein Herr,“ sagte er, sich an Robinson wendend, „geben Sie mir Frist, und ich werde zahlen!“

Er hatte, als das Unglück auf das Höchste gestiegen war, einige Würde wiedergefunden.

„Ja, Du wirst bezahlen!“ schrieen zähneknirschend die Richarde, „oder wehe Dir! Spitzbube!“

In diesem Augenblick erhoben sich noch andere Stimmen außerhalb des Kreises, und diese Stimmen schrieen im Chor:

„Unser Lohn! unser Lohn!“

Das war die Dienerschaft des Schlosses, welche erschien, um ebenfalls ihre Stimmen bei diesem Unken- und Eulen-Concert zu übernehmen.

Frau von Garennes hatte sich seit dem Beginn dieses Auftrittes nicht gerührt; man sah, wie ein schwaches Zittern ihre Glieder bewegte; ihre bleichen Wangen färbten sich, und sie richtete auf die Verwandten einen Blick, welcher dieselben mit einem solchen Schrecken erfüllte, daß sie unwillkürlich zurückwichen.

„Wir sind noch nicht besiegt!“ sagte sie.

Dann zeigte sie mit fester Hand auf Robinson und sagte:

„Dieser Mensch muß ein Betrüger sein!“

Herr von Garennes athmete wieder auf, so groß war sein Vertrauen zu den Talenten seiner Frau. Und in der That schien der vorgebliche Robinson zu zögern. Für einen Augenblick konnten die Richarde bedauern, so weit gegangen zu sein.“

Die Schloßdame überschaute mit einem einzigen Blick das Terrain, welches sie wieder erobert hatte. Es hätte schon ein

geringerer Erfolg hingereicht, um ihre ganze Sicherheit ihr wiederzugeben.

„Das Haus Garennes," fuhr sie fort, indem sie die Kraft fand, höhnisch zu lächeln, „ist in Paris in der Straße du Helder, aber nicht hier. Seit wann präsentirt man Handels-Effecten auf dem Lande?"

Vauthier antwortete nicht. Er fühlte die vollkommene Richtigkeit dieser Bemerkung.

„Es ist zehn Uhr Abends," fuhr die Schloßdame fort, angespornt durch den Blick der Bewunderung, welchen ihr Mann auf sie richtete. „Wir tanzen schon lange bei Licht. — Seit wann präsentirt man Handelseffecten nach Sonnenuntergang?"

Robinson war aus der Fassung gekommen und sah sich nach seinem Patron um.

„Trefflich!" dachte Jardins. „Besser vertheidigt, als wenn sie viele Worte gemacht hätte. Sie stellt Rechtsfragen auf!"

Die andern Richarde stießen sich gegenseitig mit den Ellbogen an. Taillis, der Mann der That, dachte bereits daran, seine Hilfe anzubieten, um den Menschen zur Thür hinauszuwerfen.

„Ach! Julie!" rief Herr von Garennes aus, der seine Frau anstaunte.

„Lassen Sie mich! mein Herr!" unterbrach ihn die Schloßdame mit Stolz; „ich habe diesen Menschen nicht nur darum für einen Betrüger gehalten, weil er auf eine ungesetzliche Weise verfährt, sondern auch, weil es unmöglich, durchaus unmöglich ist, daß Peter Bristol, unser Correspondent und Freund, irgend Jemand beauftragt haben sollte, uns mit einer so gehässigen Strenge zu behandeln!"

„Meine Dame," sagte eine ernste Stimme, welche sich hin-

ter der unvergleichlichen Julie erhob und bewirkte, daß dieselbe sich schnell umwandte, „wir Amerikaner sind gewohnt, die Leute so zu behandeln, wie sie es verdienen."

Die Schloßdame blieb mit offenem Munde stehen und betrachtete Stephen Williams, der an ihrer Seite stand. Ein Gemurmel durchlief die Versammlung. Das war eine neue Verwicklung.

„Wir verstehen unser Handwerk," fuhr Stephen Williams mit kalter Ruhe fort „Die Wechsel sind zu richtiger Zeit an der Kasse des Hauses Garennes, Straße du Helder, in Paris, präsentirt — der Gerichtsbote wartet."

Dann wandte sich der Amerikaner gegen Vauthier und sagte in dem Tone eines unwiderruflichen Befehls:

„Herr Robinson, ich verlange, daß diese Wechsel noch vor Tages-Anbruch dem Gerichtsboten übergeben werden. — Beeilen Sie sich. — Herr Richard-Gueret hat erst heute Morgen die Güte gehabt, mir seinen Tilbury anzubieten, und ich hoffe, daß er sein Anerbieten nicht zurücknehmen werde."

Der kleine Wittwer rief mit seiner flötenden Stimme:

„Lassen Sie anspannen!"

Also um dem Vater und der Mutter seiner ehemaligen Braut den Gnadenstoß zu versetzen, lieh dieser Richard mit den gelben Haaren auf so freundliche Weise seinen Tilbury mit gegen einander gebogenen Federn, gebrochener Compensations-Deichsel und nach Spindlerschem System.

Robinson, der nichts Besseres verlangte, als die Beendigung seiner Rolle, that einen Schritt, um den Kreis zu verlassen.

„Warten Sie!" rief Frau von Garennes: „ich werde mich

nöthigenfalls, wenn es so sein muß, an Peter Bristol selbst wenden."

„Das rathe ich Ihnen nicht," sagte der Amerikaner, indem er seine hohe und Achtung gebietende Gestalt emporrichtete; „Peter Bristol würde Sie verurtheilen. — Ich bin Peter Bristol."

„Ach!" rief die von Schrecken ergriffene Schloßdame aus. „Sie! — Sie, Peter Bristol!"

Sie war besiegt und sank ohnmächtig in Rolands Arme, der allein herbeigeeilt war, um sie zu unterstützen.

Einen Augenblick später gewährte der Saal ein besonderes Schauspiel. Robert hatte sich auf ein Zeichen seines Herrn entfernt. Die Dienerschaft, welche diesen Augenblick der Anarchie benutzte, setzte sich zwischen die Gäste auf die Polsterbänke und hielt Rath. Der treue Bertois sprach schon davon, daß er Garennes noch an demselben Abende arretiren lassen werde. An dem andern Ende des Saales standen die Richarde um Peter Bristol, als wenn derselbe ein König oder selbst ein Gott wäre. In einer Ecke saßen einsam Herr und Frau von Garennes, die von dem Höhenpunkte des Glücks in die Tiefen eines Abgrundes niedergesunken waren. Es befand sich bei ihnen nur Camille, das arme Kind, welches sie hatten opfern wollen, und Roland, den sie zur Verbannung verdammt hatten.

Toinette und Vater Morin, welche außerhalb des Pavillons an einer Hagbuchenhecke standen, hielten sich gleichwohl näher zu ihrer Gutsherrschaft, als zu den andern Gruppen. Toinette zeigte auf den Amerikaner, dessen schönes und stolzes Antlitz lebhaft von dem Schein der Girandolen er-

leuchtet wurde, und sagte zu ihrem Vater in einem Tone, in welchem sich Furcht mit Bewunderung mischte:

„Habe ich es Dir nicht gesagt, daß es Einer wäre?"

18. Der Brief.

Drei- oder vierhundert Schritte von dem Flecken Trèves stand ein armseliges Haus, das nur ein Stock hoch war, und dessen Ziegeldach fast vollständig von Moos und Hauslaub überzogen wurde. Ein ganz kleines, mit Kartoffeln bepflanztes Stück Land begrenzte das Häuschen auf der rechten Seite, und links war ein schmaler Garten, in welchem einige Herbstblumen wuchsen. Auf der Vorderseite des Hauses senkte sich der Boden auf unmerkliche Weise und bildete eine Abdachung, welche sich bis an die Loire erstreckte.

Einige Wochen waren seit den Ereignissen verflossen, welche wir in den frühern Capiteln erzählt haben; die ersten Tage des Septembers waren erschienen, und die Bäume wechselten bereits ihr einförmiges Grün gegen die reichen und mannichfaltigen Farben der letzten Sommertage aus. Selbst abgestorbene Blätter wurden bereits von den Windwirbeln über den ländlichen Pfade hinweg getrieben.

Die Dämmerung des Abends begann einzutreten; die letzten Klänge der Abendglocke, welche zu dem Angelus geläutet hatte, verhallten von dem Thurme von Trèves, und die großen

Segel der Loire-Kähne verschwanden in dem sich erhebenden Nebel.

Ein Mann saß auf der Schwelle des kleinen Hauses. Er trug eine Blouse von grauer Leinwand, und ein Strohhut mit breiten Rändern beschattete seine Stirn. Seine Ellbogen waren auf die Kniee gesetzt, und sein Kopf ruhte zwischen seinen Händen. Er verhielt sich in einer unbeweglichen Haltung. Hinter ihm saßen im Hause ein junger Mann und ein junges Mädchen neben einander. Das junge Mädchen trug ein kurzes Kleid von Kattun und hatte ein einfaches Tuch um den Hals geschlagen; seine schönen Haare waren nachlässig in einen Zopf geflochten, und es arbeitete an einer Näherei. Der junge Mann betrachtete es mit Wehmuth.

Diesen jungen Mann würden unsere Leser sogleich wieder erkannt haben, weil er seinen Anzug nicht verändert hatte. Es war Roland Richard mit seinen Beinkleidern von Drell und seinem Jagdrock.

Die guten Leute von Trèves hatten ihre Feld-Arbeiten beendet und kehrten nach Hause zurück. Die Hirten trieben singend ihre Heerden vor sich her, und die Ackerleute gingen neben den Pferden oder Ochsen, welche den Pflug gezogen hatten. Man hätte leicht bemerken können, daß Alle, Hirten und Ackerleute, einen großen Umweg machten, um nicht an der Thür des kleinen Hauses vorüber zu kommen. Einige blieben auch wohl in der Ferne stehen und zeigten, hinter einem Baume versteckt, mit dem Finger nach dem Manne, welcher auf der Schwelle saß. Man raunte einander leise Worte zu, man schüttelte achselzuckend den Kopf und ging dann seines Weges weiter. Die, welche genöthigt waren, den dicht an der Thür des Häuschens

vorüber führenden Pfad zu gehen, beeilten wenigstens ihre Schritte und lüfteten ihre Hüte in einer Weise, als hätten sie es wider Willen gethan.

Nur Einer ahmte dem Beispiele der Uebrigen nicht nach, sondern kam ziemlich nahe an das Häuschen heran. Es war das aber kein Bauer aus dem Flecken Trèves, sondern ein Mann, welcher noch die Livrée des Schlosses trug.

„Guten Abend, Herr von Garennes!" sagte er in einem spottenden Tone, indem er mitten auf dem Wege stehen blieb.

Der Mann, welcher auf der Schwelle saß, erschrak, hob aber die Augen nicht empor.

„Man hat gestern die Juwelen der gnädigen Frau verkauft," sagte der Bediente in einem scherzenden Tone; „Frau von Jardins hat den Brillanten-Schmuck gekauft. — Heute hat man mit dem Verkauf der Pferde begonnen. — Herr von Gueret und Herr von Taillis haben bedeutend gekauft —"

Der Bediente unterbrach sich schnell, denn hinter dem unbeweglichen Strohhute hatten sich Rolands drohende Züge gezeigt.

„Gut! gut!" brummte der Bursche indem er seinen Weg fortsetzte, „ich wollte mich ein Wenig belustigen, aber mit Ihnen habe ich nichts zu schaffen, Herr Roland. Wenn der gnädige Herr und die gnädige Frau Ihnen geglichen hätten, so würde nicht das ganze Land sagen: „Das ist des Himmels gerechte Strafe!"

Er verschwand hinter einer Biegung des Weges.

„Ich danke Dir, Roland," sagte Camille, deren arme kleine Finger so ermüdet waren, daß sie kaum noch die Nadel zu führen vermochten.

Außerdem war es schon zu dunkel geworden, um ferner zu arbeiten, und sie stand daher auf.

„Vater," sagte sie, indem sie sich der Hausthür näherte, „wir müssen in die Stube gehen. — Du befindest Dich nicht wohl, und die Abendkühlung möchte Dir noch mehr schaden."

Der Mann mit dem Strohhute richtete sich endlich auf. Selbst die Verwandten und Freunde des Herrn Richard von Garennes hätten ihn heute sehen können, ohne ihn wieder zu erkennen, denn die Veränderung der Kleidung war nichts gegen die beklagenswerthe Umwandlung, welche bei dem Manne selbst stattgefunden hatte.

Einige Wochen früher war Herr von Garennes ein Dandy im mittlern Alter mit bedeutungslosen, aber nicht unangenehmen Zügen, einem blühenden Teint, und strahlenden Augen. Dazu kam noch eine Wohlbeleibtheit, die auf Wohlstand deutete. Jetzt war er fast ein Greis geworden; er hatte noch nicht hinreichend Zeit zum Abmagern gehabt, allein er war doch zusammen gefallen; seine Wangen begannen einzusinken, seine Augen hatten kein Feuer mehr und seine ganzen Züge drückten eine Art von Verstandes-Erschlaffung, von geistiger Abgespanntheit aus. Man hätte ihn für eins jener armen Wesen halten sollen, welche der Blitz getroffen, ohne sie ganz und gar zu tödten, und die als ein Gegenstand des Mitleids unter den Lebenden bleiben.

In der That hatte ihn aber auch ein Blitz getroffen. Sein Glück, auf das er so stolz gewesen war, und um welches Alle, die ihn kannten, ihn beneideten, sein Vermögen, das ihn so hochmüthig machte und so viele Neidische erweckte, sein Credit, sein Luxus, Alles war verschwunden, wie ein Traum Man hatte ihn zu einem Bankerott gebracht. Mögen meine Leser

nicht etwa fragen: „Was ist dabei?“ da wir so viele mit heiterem Gleichmuthe ertragene Bankerotte rund um uns sehen. Es ist ein Unterschied zwischen Bankerott und Bankerott. Wir kennen Alle den liebenswürdigen Bankerott, welcher bereichert und zu Ehrenstellen führt. Sicher wäre Herr von Garennes, unterstützt von seiner Frau, der unvergleichlichen Julie, ganz der Mann gewesen, um einen solchen glücklichen Schiffbruch zu bestehen; er würde die Ladung geborgen haben, wie wir nicht zweifeln, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, das geringste Floß auszurüsten. Aber der Sturm war ganz unerwartet gekommen: kaum hatte er selbst den rettenden Felsen erklimmen können, während sein Reichthum in den Wogen versank.

Aber die Vergleichung des Bankerotts mit einem Schiffbruch bietet noch mehre andere Aehnlichkeiten dar. Es gibt für den Unglücklichen, welcher ein Opfer des Himmels und des Meeres ist, noch etwas Grausameres, als die entfesselten Elemente, und das sind die Wilden, die heulend herbeieilen, den Nackten anzufallen, um sein Fleisch zu einem Festmahle zu bereiten. Hier traten an die Stelle der Menschenfresser die nicht minder gefühllosen Mitglieder des Stammes Richard.

Sobald der schreckliche Peter Bristol das Todes-Urtheil über das Haus Garennes ausgesprochen hatte, fühlte jeder Richard an den Spitzen seiner Finger lange und gekrümmte Krallen wachsen. Der Protest war noch nicht aufgenommen, die gesetzliche Stellung des Herrn von Garennes hatte sich noch gar nicht geändert; allein wer fragte hier nach den gesetzlichen Erfordernissen! Die Eroberung ist auch ein Rechtsboden. Die Richarde stürmten das Schloß, wie das etwa Richard Löwenherz hätte thun können, jener fabelhafte Ahn des Herrn von Jar-

dins; die Dienerschaft stellte sich unter die Eroberer, und der treue Bertois überlieferte die Schlüssel an die provisorische Regierung, welche aus den vornehmsten Mitgliedern des Stammes zusammen gesetzt war.

Jeder Richard hatte sich selbst an die Stelle des Herrn von Garennes gedacht. Jeder hatte bedacht, daß unter ähnlichen Umständen eine Nacht für ihn hinreichen würde, um sein ganzes Haus auszuräumen; in einer Nacht konnte nach der allgemeinen Ansicht die unvergleichliche Julie das ganze Schloß bis auf die nackten Wände hinwegtragen. Man mußte sie daher bei Händen und Füßen binden und noch Wachen bei allen Gegenständen von Werth aufstellen. Und das geschah mit größter Strenge. In gut constituirten Familien kennt man keine albernen Rücksichten. Der Krieg war erklärt, und in Kriegszeiten zieht man keine Handschuh an.

In diesem ernsten Augenblick würde eine einzige Requisition bei dem Polizei-Bureau, ein einziger Anruf der Departements-Gendarmerie hingereicht haben, um die ganzen Richarde in die Flucht zu treiben. Allein Garennes und seine Frau waren buchstäblich vernichtet. Sie duldeten Alles. Man hielt sie gefangen in ihrer eigenen Wohnung, man entfernte sie von ihren Zimmern, und die Chronik behauptet, daß Schatz, dieses schüchterne und liebe Kind, die Taschen der unvergleichlichen Julie ein Wenig durchsucht habe. Wenn sie das that, so darf man wohl, da sie viel zu gut erzogen war, die Behauptung aufstellen, daß sie Solches nur mit der Erlaubniß des strengen Herrn von Jardins und Klein Mütterchen that.

Alles wurde durch dieses schönes Benehmen des Stammes Richard gerettet. Die Garennes konnten auch nicht ein Hirse-

körnchen entwenden. Als die Vorschriften des Gesetzes erfüllt waren, drückte man die Augen bei der Flucht der Schloßherrschaft zu und stellte nur die Bedingung, daß sie mit leerer Börse und in einfacher Kleidung gehe

Kurz, wenn alle Schiffbrüchigen der Industrie an solchen Gestaden scheiterten, welche von dem Stamme Richard bewohnt werden, so würden die Bankerotte bald unendlich selten werden.

Herr von Garennes und seine Frau hatten sich in das kleine Haus des Fleckens Trèves geflüchtet, während Peter Bristol nach Paris reiste, und die Richard, welche ein warnendes Beispiel aufstellen wollten, die Zahlungs-Einstellung als einen vollkommenen und betrügerischen Bankerott darzustellen versuchten. Man mußte doch die unverschämten Emporkömmlinge züchtigen!

Das kleine Haus des Fleckens Trèves war gerade dasjenige, in welchem Garennes geboren war. Mama Richard, die aus dem Schlosse Vertriebene, war kaum in dasselbe eingezogen, als auch ihr Sohn und ihre Schwiegertochter anlangten. Es gibt keinen Groll in den Herzen der Mütter, und auch Mama Richard nahm ihre Kinder so freundlich auf, als wenn sich dieselben stets liebevoll und redlich gegen sie gezeigt hätten. Aber Mama Richard hatte nichts mehr; die viertausend Franken, welche ihr ganzes Vermögen ausmachten, waren zur Hälfte von ihr, zur Hälfte von Roland an Peter Bristol übergeben Sie konnte die neu Angekommenen und von Allem Entblößten nicht unterstützen, und die Lage wurde um so trauriger, als Frau von Garennes, deren Herz tief verwundet war, gleich nach ihrer Ankunft erkrankte. Das Elend zog in das Häuschen ein, das

finstere und trostlose Elend, denn die Familie Garennes hatte Jedermann in der Gegend einen Widerwillen eingeflößt, welcher deren Sturz noch überlebte.

Camille arbeitete vom frühen Morgen bis an den späten Abend; Mama Richard, die gute arme Frau, stand nicht von ihrem Spinnrade auf; allein der gesammte Verdienst reichte kaum hin, die Arznei zu bezahlen. Das Brot hatte schon mehr als ein Mal gefehlt, und das Innere des Häuschens, welches so lange verlassen gestanden hatte, bot einen gewissermaßen unheimlichen Anblick dar. Herr von Garennes führte nur ein Pflanzenleben: er saß den ganzen Tag unbeweglich da, und ohne ein Wort zu sprechen. Morgens ging er von seinem Lager nach der Schwelle der Hausthür, und Abends kehrte er von der Schwelle der Hausthür nach seinem Lager zurück. Frau von Garennes verließ ihr Lager gar nicht, sondern wurde langsam von der Wuth auf demselben verzehrt. Ohne den Vater Morin und Toinette, welche von Zeit zu Zeit kamen und Manna in diese Wüste brachten, würden die Bewohner des Häuschens verhungert sein.

Als Garennes sich von der Stimme seiner Tochter angeredet hörte, verließ er seinen Schemel und kehrte in das Stübchen zurück.

„Hat man zu Tische geläutet?" fragte er mit veränderter Stimme. „Es scheint mir, als wäre es bereits sehr spät, und der Küchenmeister läßt uns doch sonst nicht so lange warten."

In Camille's Augen traten Thränen.

„Sie haben wohl einen starken Hunger, mein Vater?" fragte sie.

„Ja," antwortete Herr von Garennes, „ich habe starken Hunger."

Er fuhr mit der Hand über seine Stirn und blickte rund um sich.

„Noch habe ich meinen Verstand nicht verloren," sagte er kalt. „Ich bin nur bisweilen abwesend. — Dann kommt es mir vor, als wäre ich noch in dem Schlosse. — Ich möchte wohl, ich wäre erst ganz und gar wahnsinnig."

Diese Worte wurden in einem so aufrichtigen Tone ausgesprochen, daß Roland seinen ganzen Körper von einem kalten Schauder überlaufen fühlte. Camille öffnete einen alten Schrank, dessen sämmtliche Fächer jedoch leer waren, bis auf das oberste, in welchem sich noch ein Stück Brot fand. Camille nahm dieses Stück Brot und brachte es ihrem Vater. Dieser saß auf seinem Lager, biß von dem harten Brote ab und verzehrte es mit großer Begierde.

Die Thür, welche in die Kammer des Stübchens führte, öffnete sich plötzlich. Die gute Frau Richard erschien erschreckt auf der Schwelle derselben, indem sie ihre Kunkel in der Hand hielt.

„Sie hat den Verstand verloren!" schrie sie. „Gott mag uns gnädig sein! Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht."

Garennes, welcher an seinem harten Brote nagte, blickte sich nicht einmal um. Roland und Camille eilten zu gleicher Zeit nach der Kammer, in welcher Frau von Garennes lag. Das nach Westen gehende Fenster ließ die letzten Strahlen der Sonne einfallen, welche gerade auf das Antlitz der Kranken trafen. Man erkannte, daß sie weit mehr geduldet hatte, als

ihr Mann, aber sie war nicht in einem solchen Grade verändert. Das Fieber hatte nur ihre Wangen ausgehöhlt und die hervortretenden Theile ihres Gesichts außergewöhnlich markirt. Ihre scheinbar größer gewordenen Augen glühten in den Tiefen ihrer Höhlungen. Wir vermögen nicht mit Worten die endlose Bitterkeit zu schildern, welche von den leicht verzogenen Lippen ausgesprochen wurde. Die Strahlen der untergehenden Sonne warfen eine bronzene Färbung über ihre Blässe und verliehen ihrer Stirn einen kräftigern Ton. Das Fieber elektrisirte sie in diesem Augenblick; sie hatte die Decke zurückgeworfen und stützte sich auf einen Ellbogen; ihr prachtvolles Haar fiel in verworrenen Massen an ihren Wangen hinab und verhüllte die abgezehrten Schultern. Sie war noch immer schön.

„Was willst Du?" schrie sie, als sie die beiden Kinder eintreten sah. „Wozu alle diese Geheimhaltung? Kann ich nicht ebenfalls spielen, wenn Herr von Garennes spielt? Ich werde ihn nöthigenfalls erinnern, daß sein Vermögen von mir herrührt. Als ich ihn heirathete, war er noch ein ganz kleiner Kaufmann. — Die Leute haben Unrecht, wenn sie mich eine Emporkömmlinginn nennen; er allein ist ein Emporkömmling!"

Sie warf ihre Haare zurück und sank dann selbst ermattet auf das Kissen nieder.

„Die Course steigen!" sagte sie dann in spöttischem Tone; „mein Gott, das Steigen kann nicht immer fortdauern! — Ich will auf das Fallen speculiren, mein Herr; hören Sie wohl, ich will! — Wenn Sie Gelder bedürfen, so kommen Sie nur: die Kasse des Hauses Garennes ist unerschöpflich, wie das Meer!"

„Mama Richard," sagte Herr von Garennes, der noch im-

mer auf seinem Bette saß, „kannst Du mir nichts geben, was ich zu meinem Brote essen kann? — Höre nur, was meine Frau sagt: die ist noch weit kränker, als ich.“

„Mutter,“ flüsterte Camille, die vor dem Bette der Kranken kniete, „beruhigen Sie sich, ich bitte Sie darum.“

„Wo ist dieser Gayet?“ fiel ihr Frau von Garennes in die Rede. „Ich weigere mich gar nicht, ihn zu empfangen. — Bring mir die Brieftafel aus meinem Secretair und laß den Wechselagent eintreten.“

„Ja, meine Mutter,“ antwortete Camille, „ich werde Alles thun, was Sie verlangen, aber um des Himmels willen bitte ich Sie, beruhigen Sie sich.“

Herr von Garennes saß noch immer ruhig an derselben Stelle und lachte.

„Spricht die irre!“ sagte er. „Nicht wahr, Mama Richard, ich habe nie so verworrenes Zeug gesprochen?“

Die gute Frau stand in der Mitte des Zimmers und ließ ihre beiden Arme schlaff an ihrem Körper niedersinken; sie war nun zu alt und die Kraft war ihr ausgegangen.

Roland schaute zum Fenster hinaus. An dem Morgen dieses Tages hatte der Arzt eine Arznei für Frau von Garennes verschrieben, und Morin hatte versprochen, dieselbe zu bringen. Roland wartete jetzt auf Morins Ankunft.

„Ha, ha!“ fuhr jetzt Frau von Garennes wieder fort, während über ihre bleichen Lippen plötzlich ein Lächeln schwebte, „sie würden uns weniger hassen, wenn wir ärmer wären! — Es ist der Neid, welcher ihnen am Herzen nagt. — Aber ich will es dahin bringen, daß sie sich über meinen Luxus und meinen verschwenderischen Prunk zu Tode ärgern! Wer hat mir doch

gesagt," fuhr sie dann fort, indem sie mit der Hand über die Stirn fuhr und die entflohenen Gedanken mit der innern Angst, welche den Phantasirenden eigen ist, zurückzurufen suchte, „wer hat mir doch gesagt, daß der Mann aus Amerika uns Millionen brächte?"

„Da ist er! da ist er!" rief Roland.

Morin zeigte sich an dem Ende des Weges, welcher nach dem Dorfe Trèves führte. Zugleich kam die kleine Toinette von der entgegen gesetzten Seite auf das Haus zu. Sie war ganz erhitzt von ihrem Laufe und trug an ihrer Hand ein Körbchen mit Lebensmitteln.

„Das hat mir Pierre Tassel gegeben," sagte sie, ehe sie noch über die Schwelle getreten war. „Pierre Tassel erinnert sich an das, was Herr Roland für ihn gethan hat. Und so lange er noch Brot hat, sagte er zu mir, soll es auch Herrn Roland an Nichts fehlen."

Sie hatte ihr Körbchen auf den Tisch gestellt, um zu Mama Richard zu eilen, die noch immer regungslos und gleichsam erstarrt dastand.

„Geht es heute Abend besser, meine gute Dame?" fragte sie.

Mama Richard schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

In der Kammer war es still geworden. Frau von Garennes sprach nicht mehr, sondern erlag der Ermattung, welche den Fieber-Anfällen nachfolgt. Starke Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn und ihr Athem stockte in der Kehle. Camille folgte mit erschrockenem Blick den Fortschritten des Uebels.

„Schnell, schnell!" rief Roland durch das Fenster; „Vater Morin, wir bedürfen Ihrer sehr!"

Mama Richard und Toinette standen jetzt in der Thür der

Kammer und horchten auf das Röcheln der Kranken. Garennes benutzte den Augenblick und schlüpfte geräuschlos nach dem Korbe mit den Vorräthen. Er beroch ihn, sein albernes Lächeln wurde zu einem sinnlichen und trug den Ausdruck der Lüsternheit. Er bemächtigte sich des Korbes, wie einer Beute, und legte die in demselben erhaltenen Lebensmittel symmetrisch auf der Decke seines Bettes aus. Nie hatte Garennes mit größerer Freude die reichbesetzte Tafel in seinem Schlosse betrachtet. Für einen Augenblick war er in der Wahl verlegen; seine zitternden Finger wußten nicht, welche unter den armen Vorräthen, von denen die Gabe Pierre Tassels gebildet wurde, sie zuerst wählen sollte. Aber bald griff er ohne weitere Auswahl zu, füllte seinen Mund und kaute mit einer Art wollüstigen Schnaufens.

Morin überreichte Roland durch das Fenster die Flasche, welche das Heilmittel enthielt. Sei es nun, daß dieses im rechten Augenblick gereicht war, sei es, daß die Krisis ohnehin eben ihr Ende erreicht hatte, kurz, Frau von Garennes wurde ruhiger und athmete freier auf.

„Ein Brief! kostet sieben Sous!" rief der Land-Briefträger und pochte mit seinem Stocke gegen die Hausthür.

Frau von Garennes richtete sich auf ihrem Lager empor.

„Von Paris?" fragte sie. „Gewiß, der Brief kommt von Paris. — Man soll ihn mir den Augenblick bringen!"

„An Herrn, Herrn Richard von Garennes!" buchstabirte der Briefträger in der Hausthür.

Herr von Garennes verschlang eben seinen letzten Mund voll.

„Rufen Sie den Chef der Correspondenz!" sagte er.

Dann lächelte er und setzte hinzu:

„Ich bin bisweilen geistesabwesend — ich weiß es recht gut — aber ich bin noch bei Weitem nicht so krank, wie meine Frau!"

„Geben Sie her! — geben Sie her!" sagte Roland zu dem Briefträger.

„Und das Geld?" fragte dieser, ohne den Brief loszulassen.

Roland suchte instinktmäßig in seinen Taschen. Das war auch wieder eine Geistes-Abwesenheit, denn Rolands Taschen waren schon lange leer gewesen. Mama Richard hatte nichts, Camille eben so wenig; Morin mußte die sieben Sous für den Brief bezahlen.

„Nun?" fragte die ehemalige Schloßdame in einem gebieterischen Tone, „hat man mich nicht verstanden?"

„Wir haben kein Geld, meine Mutter," antwortete Camille.

Frau von Garennes erbebte und ihre Blässe wurde noch grausiger. Sie blickte abwechselnd bald Camille, bald Mama Richard, Toinette oder Morin an, welcher seine Hand eben in die Tasche geschoben hatte. Ihre Züge änderten sich. In diesem Augenblick würde sie ein Jeder wieder erkannt haben, denn sie fand die Kraft wieder, sich zu verstellen und wurde wieder die, welche sie stets gewesen war.

„Ach!" rief sie mit sanfter Stimme aus, „habe ich es verdient, so gute Freunde in meinem Unglück zu finden? — Camille, mein armer Engel, ich danke Dir! — Ich danke Dir, Morin, Du trefflicher Mann; ich danke auch Dir, meine kleine

Toinette! — Was aber Sie betrifft, meine Mutter, so sage ich gar nichts: Sie sind eine Heilige!"

Roland trat mit dem Briefe ein.

„Und auch Dir danke ich," sagte Frau von Garennes, indem sie die Augen niederschlug, „auch Dir, Du edler Junge, der Du glauben konntest, ich wäre Deine Feindinn!"

Sie stellte sich, als wäre sie von der Aufregung und Rührung überwältigt und sank mit dem Kopfe auf ihr Kissen zurück.

„Ich hoffe, daß mein Mann nicht so viel geduldet hat, wie ich?" sagte sie noch, um Niemand zu vergessen.

„Ich befinde mich wohl, Julie, Gott sei Dank," sagte Herr von Garennes und zeigte sein kahles Haupt in der Thür. „Ich habe vortrefflich zu Abend gespeist und werde mich nun zur Ruhe begeben. Gute Nacht!"

Frau von Garennes erhob die Augen gen Himmel, übersah aber dabei nicht, daß Roland den Brief in der Hand halte.

„Gib her —" sagte sie ganz leise.

Roland reichte ihr den Brief, welchen Frau von Garennes mit zitternder Hand öffnete. Wir können nichts Besseres thun, als diese merkwürdige Epistel Wort für Wort wiederzugeben.

„Mein alter Thomas, denn jetzt bist Du doch wieder Thomas, wie zuvor, und der hübsche Name eines Herrn von Garennes ist Dir vor der Nase hinweg gefischt, mein armes Häschen. Na, das will nicht viel sagen; hieltest Du doch den Kopf ein Wenig zu hoch! Was die Cousine betrifft, so grüße sie von mir; sie war just weiter nichts, als eine unausstehliche Person.

Was mich betrifft, so bin ich gerade nicht sehr böse auf Dich, denn ich hatte nur tausend Thaler bei Dir stehen, und für tausend Thaler habe ich gut und gern bei Deinen Gastmählern genossen. Daher ergreife ich die Feder, um Dir als guter Vetter mitzutheilen, wie es hier zugeht. Benutze diese Mittheilungen so gut, wie Du kannst.

„Der Dalai-Lama (Peter Bristol) hat geruht, das Anerbieten des Herrn von Jardins anzunehmen, welcher ihm den seinigen (d. h. seinen Dalai-Lama, seinen Garten) vermiethet hat. Ich setze Dir die Punkte über die i, weil Du vielleicht nicht gerade aufgelegt bist, Scherz zu verstehen. Außer dem Hotel des Herrn von Jardins und dessen kleinem Park hat der Dalai-Lama (Peter Bristol) noch eine Art von Palast gemiethet, der an die Terrasse stößt. Da hat er denn so viele Zimmer, wie in den Tuilerieen sind, aber alles das reicht kaum aus für das Gefolge und die Equipagen dieses Großfürsten der amerikanischen Finanzwelt.

„Klein Mütterchen (Frau von Jardins) hat sich in den Kopf gesetzt, ihm Schatz (Zelia von Jardins) an den Hals zu werfen, und Papa Positiv (der Vetter von Jardins) läßt ihn jeden Morgen, um ihn zu ködern, das famose Bild des Bastard von Richard Löwenherz sehen. Ein gewandter Schlingel das, der sicher und gewiß geht!

„Du siehst, daß ich noch immer heiter bin, und das kommt daher, weil ich nicht einen so großen Sprung gemacht habe, wie Du, und meine Lage von Tage zu Tage besser wird. Armer alter Thomas! Du möchtest wohl an meiner Stelle sein? Geduld und Muth, mein Guter! Du wirst Dich nie wieder ganz erheben, aber kannst doch noch einmal Dein kümmerliches

Stück Brot finden, wenn unsere Vettern Dich nicht in den Bagno senden.

„In den Bagno! weiter nichts! Sie behaupteten, daß Du ihnen trügerischer Weise ihre ersparten Nothpfennige für das Alter geraubt habest! Die alte Titine, welche den Beinamen Augusta hat, seit sie nicht mehr Aepfel verkauft, hat ihren unschuldigen Gemahl so lange gepeinigt, bis dieser Massonneau der Aeltere bei dem Staatsanwalt eine Anzeige gemacht hat. Tante Noton und Sophie von Baliveaux haben die Klage unterzeichnet; der Substitut hat sie als eilig empfohlen. Taillis hetzt dabei und verliert keine Gelegenheit, zu sagen, daß er fünfunddreißigtausend Franken Einkünfte von schönen liegenden Grundstücken habe. Gueret, gerettet von der Liebe zu Deiner Tochter, handelt nicht besser gegen Dich und führt mit Dir einen Krieg auf Leben und Tod. Etang weiß Dir auch keinen Dank. Aber ich schweige; Deine Lage erlaubt mir nicht, fernere Witze zu machen.

„Nun kommt der ernste Zweck dieses Briefes. Es wurde mir erlaubt, meine Huldigungen dem Dalai-Lama darzubringen, welcher mir als ein ziemlich origineller Kerl und ganz guter Teufel vorgekommen ist. Ich glaube, wenn Du noch einige Hoffnungen hegen kannst, so darfst Du sie nur auf ihn setzen. Unsere Vettern würden Dir bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren ziehen, das ist ganz gewiß. Du hast sie gedemüthigt und hast ihnen ihr Geld genommen, daher sie auch nicht ganz Unrecht haben. Aber der Dalai-Lama trachtet nach unbegreiflichen Höhen. Dieser Amerikaner trägt den Kopf höher, als der Pfeil des Pantheon sitzt; unsere kleinen Streitereien, unsere klei-

nen Erbärmlichkeiten sind ihm unbekannt, und ich glaube, daß Du sogar wieder Gnade bei ihm finden könntest.

„Wir waren unser drei in seinem Salon: Taillis, welcher ihm ein Fäßchen Apfelwein erster Qualität gebracht hatte; der Künstler, welcher danach trachtete, einige Glasmalereien bei ihm anzubringen, und Dein gehorsamster Diener, welcher die ganze Tasche voll Witze hatte. Die Rede kam auf Dich und Deine Familie. Taillis, welcher offen heraussagt, was er denkt, wenn er die Leute nicht zu fürchten hat, erklärte rund heraus, daß Du ein Spitzbube seiest; der Künstler fand das Wort noch zu milde: der arme Trockenbrot hatte ja auch weiter nichts, als seine vierzigtausend Franken, und muß viele Bilder auf Glas malen, um ein solches Sümmchen zu verdienen! Ich vertheidigte Dich, wie Du wohl denken kannst, und behauptete steif und fest, daß Du gerade kein verhärteter Bösewicht seiest, und daß es Dir vielmehr an Verstand, als an etwas Anderm, gefehlt habe. Der Dalai-Lama war meiner Meinung.

„Der Dalai-Lama sagte, daß er gar nicht böse auf Dich sei, denn sechzehnhunderttausend Franken sind für ihn, was ein Viergroschenstück für uns Andere. Seiner Meinung nach bist Du ein ganz guter Bursche. Dieser Dalai-Lama hat Alles gesehen, ohne es sich merken zu lassen: er hat Mama Richard gesehen, und spricht von ihr mit einer Art Ehrfurcht; er hat Roland gesehen und findet ihn ganz nach seinem Geschmack. Du erinnerst Dich wohl noch, wie er bei dem Familien-Rath für ihn kämpfte. Ungeachtet seiner Kälte hat er auch Camille nicht unbemerkt gelassen und — laß mich das Uebrige verschweigen!

„Wunderlich ist es, daß die Cousine den größten Eindruck auf ihn gemacht hat. Er sagt, daß sie eine Frau von außer-

ordentlichen Geistesgaben sei, dabei sehr schön und sich auf besonders vornehme Art zu benehmen wisse. Ob er sich auf dergleichen Dinge versteht, das weiß ich nicht, aber ich wiederhole, was er gesagt hat.

„Wenn Du folglich eine kleine Karavane aus Deiner Frau, Deiner Mutter, Deiner Tochter und Roland bilden und unverhofft bei ihm eindringen könntest, um recht rührende Bitten ihm vorzutragen, so möchtest Du vielleicht etwas erlangen.

„Die ganze Familie liegt ihm zu Füßen, und er dürfte nur winken, um mit einem Male die Zornigsten zu beruhigen.

„Nun verlasse ich Dich, mein Guter, um mich zu Vachette zu begeben, bei dem ich den heutigen Abend mit Grassot, einem russischen Fürsten und drei Unschuldigen von den ersten Theatern der Hauptstadt zubringen und Champagner trinken werde. Ich werde fünf Calembourgs improvisiren, die ich mir bereits angemerkt habe, und mein Erfolg wird, wie gewöhnlich, ein glänzender sein. Was willst Du? Es lebe die Freude! Ich kaufe keine Schlösser für funfzehnhunderttausend Franken. Ich schleppe mich so durch, das ist wahr, aber ich schulde auch Niemand etwas. Spaßvogel! wenn Du dasselbe von Dir sagen könntest! Viele Grüße an meine Cousine. Ich verbleibe ꝛc.

R. von Luzerne."

Frau von Garennes las lange und aufmerksam an diesem Briefe; ihre geschwächten Augen glühten, und dennoch stand sie von dem Lesen nicht ab, bis sie das letzte Wort entziffert hatte. Vielleicht hätte man bei ihr nicht so viel Theilnahme für den böotischen Stil des lustigen Luzerne erwartet Als sie mit dem Lesen fertig war, kreuzten sich ihre beiden Arme über der Decke ihres Bettes.

„Ich fühle mich besser," sagte sie, „und ich glaube, daß ich schlafen werde. — Meine ehrwürdige Mutter, ich beklage die Last, die ich Ihnen mache. — Geht und schlaft ebenfalls, meine Freunde."

„Muß der Brief nicht meinem Sohne mitgetheilt werden?" fragte Mama Richard.

„Laßt ihm für diese Nacht die Ruhe des Schlafes," entgegnete Frau von Garennes mit Gefühl.

Morin und Toinette entfernten sich zuerst.

„Nimm das Licht, Kleine," sagte Mama Richard zu Camille.

Camille näherte sich dem Bette, um zu gehorchen, aber Frau von Garennes ergriff sie bei der Hand und wartete so, bis Roland und die alte Frau die Kammer verlassen hatten.

„Laß das Licht hier," sagte sie leise, „ich bedarf desselben."

Dann zog sie das junge Mädchen näher an sich und fuhr fort:

„Sobald Alle eingeschlafen sind, so komm zu mir zurück."

Camille blickte sie erstaunt an.

„Ich habe kein Fieber mehr," sagte Frau von Garennes mit einem ruhigen Lächeln. „Höre mich wohl an: Es handelt sich darum, Deinen Vater zu retten."

„Camille!" rief Mama Richard in dem vordern Zimmer.

Frau von Garennes drückte ihrer Tochter einen Kuß auf die Stirn und versetzte dann, indem sie dieselbe mit einer besondern Aufmerksamkeit betrachtete:

„Gehe, mein Kind, wir sind noch nicht ganz und gar verloren."

Camille entfernte sich nachdenkend. Ein gewisser Schauder erfüllte ihr Herz. Frau von Garennes folgte ihr mit den Augen und öffnete dann nochmals langsam den Brief.

„Es ist wahr —“ dachte sie. „Ich hatte sie bisher noch nicht so aufmerksam betrachtet, wie heute: sie ist sehr schön, diese kleine Camille!“

Ihre Augen starrten nach der Decke der Kammer, und einige Runzeln bildeten sich auf ihrer Stirn.

„Ich war schon in die trostlosesten Gedanken versunken,“ fuhr sie dann fort, „und diese zehn Tage mögen mich um zehn Jahre älter gemacht haben. — Man hat hier nicht einmal einen Spiegel! — ich kann die Tiefe meines Falles nicht einmal messen.“

Sie schüttelte entmuthigt den Kopf.

„Auch ich war schön,“ fuhr sie fort, ohne zu wissen, daß sie sprach; — „ich war sehr schön! — Man sagte mir das und ich sah es auch. — Wozu hat es mir gedient? — Und doch gibt es Frauen, denen die Schönheit die Stelle des Reichthums vertritt.“

Ein Beobachter würde etwas, wie ein Lächeln, auf den farblosen Lippen der Frau von Garennes bemerkt haben. Wir müssen hier bemerken, daß Frau von Garennes sich jung verheirathet hatte, tugendhaft gewesen war und ihren Brautkranz ohne Flecken getragen hatte. Auch seit sie verheirathet war, hatte kein Verdacht sie erreichen können. Obschon sie keine Liebe zu ihrem Manne besaß, so hatte sie doch nie einen jener Fehltritte begangen, welche in unserer civilisirten Welt so häufig sind; ja, es hatte nicht einmal je eine Sehnsucht, eine auch nur leise Neigung die Ruhe ihrer Seele gestört. Ihr Herz besaß die Härte

und Politur des Diamants; keine Leidenschaft vermochte dasselbe anzunagen, keine Regung es zu schnellern Pulsen zu veranlassen. Sie war die untadelhafte Frau des ersten Grades, die starke Frau, welche sich auf sich selbst verlassen konnte, welche nicht einmal wußte, daß Liebe ein gefährlich Ding sei. Und die Tugend der Frau von Garennes mußte auch glänzende Anerkennung finden, da sich nicht einmal nach ihrem Falle eine Stimme gegen dieselbe erhoben hatte. Wo die böse Nachrede nichts vermag, da versucht sich gewöhnlich die Verleumdung; hier blieb die böse Nachrede stumm, und die Verleumdung schwieg ebenfalls. Und dennoch hatte Frau von Garennes viele Feinde, wie wir wissen. Wir wissen ferner, daß ihre Feinde genaue Freunde, Verwandte, Dienstboten waren. Solche Feinde hätten an der Rüstung einer Lucretia vielleicht einen Flecken gefunden; sie haben die Augen der Luchse, Augen, die sich nie schließen. Wir können demnach behaupten, daß die Tugend der Frau von Garennes klar am Tage lag, da sie während einer so langen und sorgfältigen Spionirung bewährt gefunden war.

Nun gut, wir kennen arme Frauen, kranke und gequälte Herzen, welche bereits nahe am Abgrunde gestanden haben, welche vielleicht an dem Rande des Abgrundes gestrauchelt sind, und doch nicht, wie Frau von Garennes, und wäre es auch in einer Nacht des Irreredens und des Fiebers gewesen, gesagt haben würden: „Es gibt Frauen, bei denen die Schönheit die Stelle des Reichthums vertritt!“ Nein, sie würden das nicht gesagt haben, selbst viele von denen würden es nicht sagen, welche die böse Nachrede zu verletzen vermocht hat! Gibt es denn gewisse tugendhafte Frauen, deren Reinheit eine natürliche ist und von vorn herein unter dem Niveau des Falles steht? Gibt

es denn Herzen, welche etwa deßwegen nicht fallen können, weil sie schon zu tief stehen? Oder muß man annehmen, daß sich die Gedanken der Frau von Garennes einfach unter dem Einfluß des närrischen Briefes entwickelten, in welchem sie so unerwartet an Champagner, russische Prinzen und Unschuldige der Bühne erinnert wurde?

Sie las noch ein Mal den Brief, welcher so schwerfällig und albern war, wie der Richard, der ihn geschrieben hatte; sie las ihn von einem Ende zum andern wieder durch, ohne sich auch nur eine einzige Albernheit zu schenken, und indem sie nach Muße die dümmsten Stellen commentirte.

Sie saß auf ihrem Sitze, mit dem Rücken nach dem Lichte gewandt, damit dessen voller Schein auf das Papier falle; man sah die Hoffnung entstehen und wachsen in ihren Zügen, welche kaum noch so düster gewesen waren. Und diese Züge, welche in Folge der Krankheit erschlafft waren, belebten sich von dem Feuer einer innern Kraft; man errieth, daß sie bereit sei, von Neuem zu kämpfen, und daß sie stärker sei, als je. Sie hatte die Aussicht, sich aus der tiefsten Tiefe ihres Elends als unbesiegbare Heldinn wieder emporzurichten; sie wollte ihre letzte Schlacht liefern und vielleicht siegen!

Keine Leidenschaft! haben wir gesagt. O, nein! keine von jenen Schwächen, die vom Herzen ausgehen, keins von jenen armseligen Verbrechen, welche das Mitleid des Herrn einer Magdalene verzeiht! Um mit dem Herzen zu sündigen, muß man ein Herz haben. Die Leidenschaften, welche den Kopf berauschen, dagegen alle! alle! Der Neid, der kräftige und nie verzeihende Haß, der unersättliche Geiz, die hirnlose Ehrsucht, der Hochmuth, welcher jene andern alle in sich faßt und den er=

müdeten Armen der Titanen unserer Welt neue Kraft gibt. Ich sage es ja! Als sie, die Besiegte, die Zeilen durchlas, welche von der Hand des schwachköpfigen Lebemannes niedergeschrieben waren, da war sie groß, groß durch die Schwäche ihrer Waffen, durch die Kraft ihrer Sehnsucht. Dieser Brief war gleichsam eine solche wundersame und schreckliche Waffe, wie sie Simson sich aus dem Kinnbacken eines Esels schuf.

Sie las ihn nochmals, sie studirte ihn, sie konnte ihn schon auswendig; und stets kam sie von Neuem auf denjenigen Theil des Briefes zurück, in welchem Luzerne nach seiner Weise den Eindruck schilderte, den Peter Bristol von den Bewohnern des Schlosses behalten habe. Sie erwägte Alles, sowohl das, was Herrn von Garennes, Mama Richard, Roland und Camille, wie auch das, was sie selbst betraf.

Nach drei Viertelstunden öffnete sich die Thür der Kammer und Camille, die etwas bleich erschien, trat vorsichtig ein. Bei ihrem Anblick lächelte die Frau von Garennes, wurde aber sogleich wieder ernst.

„Komm hierher, Kind," sagte sie, „und laß uns keine Zeit verlieren! Ich denke, daß Du mich liebst, aber ich denke auch, daß Du Deinen Vater mir vorziehst. — Du thust Recht damit, und im Namen Deines Vaters spreche ich zu Dir. — Hier ist ein Brief, welcher mir ein Mittel liefert, ihm Alles zurückzugeben, was er verloren hat."

„Alles, was er verloren hat!" wiederholte Camille und öffnete ihre Augen weit.

„Es ist dazu nöthig," fuhr Frau von Garennes fort, „daß wir Alle, Dein Vater und Du, die Großmutter und Roland, morgen nach Paris abreisen."

„Es ist aber Geld nöthig, um nach Paris zu reisen," warf das junge Mädchen schwermüthig ein.

„Das hängt von Dir ab, Camille."

„Was habe ich zu thun?"

Die ehemalige Schloßdame blickte sie einen Augenblick fest an und fuhr dann mit ihren beiden zitternden Händen in die aufgelösten Massen ihrer langen Haare; sie zog aus denselben eine goldene Kette hervor, welche sie ohne Zweifel in dem Augenblick, in welchem ihr Unglück ausgebrochen war, versteckt hatte.

„Wie! meine Mutter," rief Camille in diesem ersten Augenblick aus, „Sie hatten das und ließen uns vierzehn Tage von Almosen leben!"

„Denke an Deinen Vater," unterbrach Frau von Garennes die Sprechende, „und richte mich nicht."

Camille schlug die Augen nieder, indem sie ganz leise wiederholte:

„Was habe ich zu thun?"

„Diese goldene Kette ist funfzig Louis werth," sagte Frau von Garennes; „steige zu diesem Fenster hinaus und begib Dich nach dem Flecken Trèves, zu dem alten Mayer, unserm frühern Pächter. Er ist ein Jude, hat Geld und wird Dir drei- oder vierhundert Franken hierauf borgen."

„Zu dieser nächtlichen Stunde?" fragte zitternd das junge Mädchen.

„Ich vertraue nur auf Dich! Denke an Deinen Vater!"

Camille ging nach dem Fenster.

„Warte!" rief Frau von Garennes; „Du gibst das Geld nur mir, mir allein!"

„Aber das Geld gehört doch meinem Vater!“ wandte Camille ein.

So schwach auch ihre Stiefmutter war, so sprang sie dennoch aus ihrem Bette; Camille sah sie mühsam, schwankend und gespensterartig auf sich zukommen.

„Meine Dame —“ stammelte sie erschreckt; „meine Mutter —“

Sie fühlte die eisig kalte Hand der Kranken auf ihrem Arm.

„Gib mir meine Kette zurück!“ rief Frau von Garennes; „gib sie mir! — Ich werde selbst gehen, wenn es nöthig ist! — Kind! Kind! Du weißt nicht, welches Unglück durch Deinen Ungehorsam angerichtet werden kann!“

„Ich werde gehen, meine Dame,“ sagte Camille, indem sie ihrer Mutter bei der Rückkehr zum Bette half, „und werde das Geld nur Ihnen geben.“

„Ich bin stärker, als ich dachte,“ sagte die Kranke, als das junge Mädchen gegangen war. Der morgende Tag wird zur Reise bestimmt. — In vier und zwanzig Stunden werde ich meine letzte Partie gespielt haben!“

---

19. Die letzte Zuflucht.

Wir versetzen uns in einen Salon im Hotel des Herrn von Jardins. Peter Bristol hatte gegen einen hohen Miethzins die Wohnung des Nestors der Familie Richard bezogen. Ein lustiges Feuer brannte in dem Kamine. Vauthier, welcher als Haushofmeister bei dem reichen amerikanischen Banquier angestellt war, sah neben dem Kamine die Correspondenz durch: wohlverstanden! die Privat-Correspondenz, denn die Geschäftsbriefe gelangten in das große Hotel, das an der andern Seite der Terrasse gelegen war.

„Sagen Sie, Herr Vauthier," begann Taillis, indem er seinen Strohbaß zu den sanftesten Tönen stimmte, „ich bin hier um die Mittagsstunde angekommen, und jetzt ist es bald vier Uhr —"

Er hatte eine ungeheuere goldene Uhr, die rund war, wie ein Apfel, aus seiner Tasche gezogen.

„Ich kann dabei nichts thun, mein Herr," antwortete Vauthier.

„Mein Dicker," sagte der Künstler, welcher seine Füße an dem Feuer wärmte, „wir kommen auch alle Tage hierher, den

vortrefflichen Herrn Peter Bristol zu langweilen. — Es ist ihm nicht zu verargen, daß er sich um unsertwillen nicht genirt."

Der Künstler war abgehagert, und sein spitz gewordenes Antlitz drückte eine schwarze Melancholie aus. Er trauerte um seine vierzigtausend Franken.

„Lieber Herr Vauthier," fragte der Substitut, „Sie glauben doch, daß er uns empfangen wird, nicht wahr?"

„Ich glaube gar nichts, mein Herr."

„Donnerwetter! Substitut," rief der weise Jardins, „wie kannst Du verlangen, daß Herr Vauthier das wissen soll? — Wir haben ja Zeit, Herrn Bristol zu erwarten. Und sprechen wir ihn heute nicht, so kommen wir morgen wieder."

Er warf sich in seinen Armstuhl und fügte ein „Ei! was zum Teufel!" hinzu, als hätte ihn das Drängen und die Ungeduld der übrigen Richarde ernstlich geärgert.

Sie waren vollzählig zugegen: Herr von Gueret, welcher sich so viel wie möglich dem Majordomus Vauthier näherte, um dessen Gunst zu erwerben; Luzerne, der noch etwas katzenjammerig von dem Souper bei Vachette war; Tante Noton, welche keck den indischen Caschmir trug und in einer Ecke strickte; Frau von Jardins endlich und ihre liebenswürdige Tochter, welche ein Päckchen mitgebracht hatte, in dem sich ein Paar gestickte Pantoffeln befanden. Schatz hatte diese Pantoffeln begonnen, um sie Herrn von Garennes zum Geburtstage zu schenken; allein ruinirte Menschen haben keine Geburtstage mehr, und so hatte denn Schatz die Pantoffeln für Peter Bristol beendet.

„Was zum Teufel!" sagte Massonneau der Aeltere, „seit acht Tagen hat mir nun meine Frau alle Morgen gesagt: „Besuche Herrn Peter Bristol!" Und kaum aus dem Bette aufge-

standen, eile ich hierher und bleibe bis zum Abend, und kann doch nie mit ihm sprechen. — Ist das ein Grund, um sich zu beklagen? Was zum Teufel!"

„Und was macht denn während dieser Zeit Madame Augusta?" fragte Sophie von Baliveaux.

„Sie studirt Mathematik," antwortete der ehemalige Anwalt, „um unsere Kleinen zum Examen vorzubereiten."

Vauthier band die Briefe zusammen, welche er durchgesehen hatte, nahm sie unter seinen Arm und ging.

„Ich muß aber festen Bescheid haben," brummte Taillis; „meine Geschäfte in der Normandie gehen nicht von sich allein. — Dieser Herr Vauthier hatte mir versprochen —"

„Was denn?" fragten alle Richarde und spitzten ihre Ohren.

„Nun!" sagte Taillis als ein Mann, der sich um Nichts in der Welt kümmert, „wir wollen ein Mal offene Karte spielen."

„Aber nur ein Mal!" unterbrach ihn Luzerne, der bisher noch kein einziges geistreiches Wort vorgebracht hatte.

„Wir wissen Alle sehr wohl," sagte der Viehzüchter, „was in Anjou vorgeht. Frau von Garennes ist schwer erkrankt und Herr von Garennes ist kindisch geworden. Diese Leute existiren also nicht mehr und es bleibt demnach nur noch ihr Haus übrig. Mag dieses nun werth sein, was es will, so ist es doch gewiß etwas werth."

„Das Schloß war nicht bezahlt," bemerkte Jardins; „das ist leider zu gewiß!"

„Und alle Tage," fügte der kleine Wittwer hinzu, der noch jetzt von einer Gänsehaut überlaufen wurde, wenn er daran

dachte, daß er seine fünfhunderttausend Franken beinahe verloren hätte, „alle Tage finden sich neue Gläubiger ein."

„Wenn die Familie ein Wenig Herz hätte," schaltete der Künstler ein, „so würde sie auch auf meine interessante Lage Rücksicht nehmen."

„Jeder von uns befindet sich in einer interessanten Lage!" rief Herr von Taillis.

„Positiv! was das betrifft!"

„Wenn Du ihm die Pantoffeln übergibst," unterrichtete klein Mütterchen ihren Schatz, „so sagst Du zu ihm: „Mein Herr, ich wage nicht, mit Ihnen zu sprechen, so aufgeregt bin ich —""

„Und ich werde mich stellen, als zitterte ich," fiel Schatz dem Klein-Mütterchen in die Rede.

„Und schlägst die Augen nieder, meine Liebe. — Und sagst: „Das war keine Arbeit, das war ein Glück!""

„Ja, um ihm zu antworten, wenn er gedankt haben wird?"

„Und dann," fuhr Frau von Jardins fort, „erhebst Du die Augen gegen ihn und blickst ihn an, wie ich Dir gezeigt habe."

„So?" fragte Schatz, indem sie die halb geschlossenen Augen schmachtend emporhob.

Klein Mütterchen konnte nicht umhin, Schatz an ihre Brust zu pressen und zu küssen, so schön hatte sie ihre Sache gemacht.

„Aber nicht lange!" fuhr sie dann in ihrer Belehrung fort. „Darauf wirst Du ganz roth und läufst hinweg, um Dein Antlitz in meinem Busen zu verbergen."

„Jeder von uns befindet sich in einer interessanten Lage,"

fuhr Taillis fort, „doch findet ein Unterschied nach dem Verhältniß der Größe der Forderungen statt, wie das einleuchtend genug ist! — Der Künstler wird demnach gebeten, uns nicht ferner die Ohren zu zerreißen.“

„Ihr habt doch wenigstens nicht Alles verloren!“ rief der unglückliche Trockenbrot.

„Ruhig! ruhig!“ rief man von allen Seiten.

Und Herr von Jardins setzte noch hinzu:

„Ein lästiger Mensch das!“

Taillis fuhr fort:

„Die Activa des Hauses mögen sich, wie ich aus ganz sichern Quellen weiß, auf funfzehn- bis sechzehnhunderttausend Franken belaufen —“

„Höchstens.“

„Die Millionen, von denen man sprach, waren nur eine Phantasmagorie?“

„In die Augen gestreuter Sand!“

„Ha! der Schuft! der Schuft! Hat der uns eine Suppe eingebrockt!“

„Diese ganzen Activa,“ nahm der Viehzüchter wieder das Wort, „nimmt nun der einzige Gläubiger Peter Bristol für sich in Beschlag!“

„Halt!“ rief Massenneau der Aeltere. „Meine Frau ist anderer Meinung!“

„Dann kommen unsere Forderungen und diejenigen Dritter, welche sich ebenfalls recht wohl auf sechzehnhunderttausend Franken belaufen. Die Liquidation und die Kosten des Prozeß-Verfahrens werden die Masse bedeutend verringern. — Unsere ein-

zige Aussicht auf eine günstige Ausgleichung besteht in Peter Bristol selbst."

„Positiv!" sagte Jardins. „Das ist nichts Neues!"

„Peter Bristol muß das Haus Garennes übernehmen. — Aber Peter Bristol wird sich hüten, seine überseeischen Comptoire um eines Geschäfts willen zu vernachlässigen, das für ihn nur ein Butterbrot ist. Es würde ein Gerant für dieses neue Haus nöthig sein, und Herr Vauthier hatte mir versprochen —"

„Mein armer Taillis," unterbrach ihn der kleine Wittwer spöttelnd, „ich glaube, daß Du Dich täuschest, wenn Du diese Hoffnung nährst!"

„Kein Zweifel," setzte Herr von Jardins hinzu. „Ich weiß, was ich weiß."

„Gerade deßhalb," sagte der aufrichtige Massonneau, „hatte meine Frau mir aufgetragen, dem Herrn Peter Bristol etwas den Kopf warm zu machen."

Es war einleuchtend, daß alle Richarde denselben Gedanken gehegt hatten: das gegenwärtige Unglück in ein Glück umzuwandeln und die Trümmer von dem Schiffbruch ihres Vetter Garennes sich als herrenloses Gut zuzueignen. Zu diesem Zweck hatte Taillis seinen schönsten Cider, sorgsam aufbewahrte Aepfel und mehre Schinken ohne Knochen dargebracht. Taillis erzog einen Eleven, welcher nächste Fastnacht bei der Preisbewerbung der fetten Ochsen den Sieg davon tragen sollte, und er war bereit, sogar diesen Eleven zu opfern, um einen Rinderbraten für die Tafel Peter Bristols zu liefern, wie er selten vorkommt. Das hatte er auch Herrn Vauthier mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit erklärt und rechnete bedeutend darauf. In derselben Absicht hatte sich auch Jardins bereit gefunden,

seinen Garten abzutreten. Die Uebrigen, Massonneau den Aeltern mit einbegriffen, hatten gethan, was sie thun konnten. Selbst der heitere Luzerne füllte seine Taschen mit Schauspiel-Billets und sein Gedächtniß mit alten Calembourgs, um sich angenehm zu machen.

Als diese Enthüllung einmal gleich einem Zankapfel unter die Richarde geworfen war, blickten sie sich gegenseitig mit wilden Augen an, und Jeder von ihnen suchte neue Waffen, um seine Mitbewerber zu morden. Der Eintritt des Herrn Peter Bristol wurde jetzt mit um so größerer Ungeduld erwartet; man wünschte den entscheidenden Augenblick der Schlacht herbei, und Alle, von Jardins bis Massonneau, wollten heute noch die Sache zu Ende bringen.

Die schöne Stutzuhr des Salons verkündete die fünfte Stunde des Nachmittags; Herr Vauthier trat ein und sagte:

„Meine Herren, Peter Bristol hat mich beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß er Sie heute Abend nicht empfangen würde."

„Donnerwetter!" rief Richard-Taillis zornig aus.

Vauthier blickte ihn an. Die Anstrengung, welche der Viehzüchter machte, um sich zu beruhigen, trieb ihm das Blut in das Gesicht.

„Ich bitte Sie, unsern Vetter zu entschuldigen," sagte der kleine Wittwer.

„Und vor allen Dingen," setzte Jardins hinzu, „betrachten Sie uns nicht als Mitschuldige. — Verstanden?"

Taillis ballte seine Fäuste. Hätte er den Jardins und den Gueret an einem einsamen Orte gehabt, so würde er sie erwürgt haben.

„Lieber Herr Vauthier," stammelte er, „man kennt mich

hier. – Ich spreche frei heraus, wie ich es meine. – Donnerwetter! wollte ich ganz einfach fragen, sollte der würdige Herr Peter Bristol unpäßlich sein?"

„Nicht im Mindesten," antwortete Vauthier; „er befindet sich außerordentlich wohl!"

Der ganze Stamm Richard lächelte anmuthig zu dieser Beleidigung. Jeder erhob sich. Trockenbrot mit zusammengeschnürtem Herzen, Luzerne mit sehr schwerem Magen. Massonneau, dessen Aufrichtigkeit stets die allgemeine Meinung aussprach, sagte, indem er nach seinem Hute griff:

„Ich werde morgen recht frühzeitig wiederkommen."

Dann setzte er noch hinzu:

„Haben Sie die Güte, Herrn Peter Bristol zu sagen, daß sich meine Frau ihm bestens empfehlen läßt."

Schatz mußte ihre Pantoffeln wieder in die Tasche stecken. Die Familie Jardins setzte sich an die Spitze des Zuges, und der Auszug der Kinder Richard begann.

„Meine Herren," rief Luzerne auf der Treppe, „wissen Sie, wann der Windmüller ohne Kopf in seiner Mühle ist?"

Jeder entfernte sich von ihm, als hätte er die Cholera gehabt. Gott weiß, daß man nicht in der Laune war, um zu scherzen. Luzerne ergriff jedoch schnell Massonneau beim Arme und raunte ihm den alten und verbrauchten Witz zu:

„Wenn er den Kopf zum Fenster hinaus hält."

„Ach ja, ich habe das in dem Schaufenster des Uhrmacher dem Circus Olympicus gegenüber gesehen, da guckt auch ein Windmüller alle fünf Minuten zu seinem Fenster hinaus."

„Das ist wahr," entgegnete Luzerne, „aber der Uhrmacher

wohnt dort nicht mehr, deßhalb bringe ich den Witz jetzt unter die Leute."

Ein lauter Schrei ließ sich in der Vorhalle des Hotels vernehmen, und die Richarde eilten sämmtlich zu gleicher Zeit nach dem offenen Thorwege.

„Unmöglich!" sagte Herr von Jardins. „Unmöglich, oder der Teufel müßte drin sitzen!"

„Ich habe gute Augen," antwortete der kleine Wittwer, „ich habe Mama Richard erkannt."

„Und Camille, die rückwärts saß," setzte Taillis hinzu.

„Und Roland, der neben dem Kutscher auf dem Bocke saß," bestätigte der Künstler.

Die Andern wiederholten:

„Ihr habt geträumt! – Das ist ja gar nicht möglich!"

Dieser Traum, diese Vision, welche den Stamm so gewaltig aufregte, hatte sich unter der Gestalt eines stark beladenen Fiakers dargestellt, welcher, von zwei schwerfällig trabenden Rossen gezogen, die Straße der Chaussee d'Antin heraufkam. Man sah denselben noch, aber lediglich von hinten, und es entspann sich nun ein Streit, ob der junge Mann, welcher neben dem Kutscher gesessen habe, wirklich Roland Richard gewesen sei, oder nicht. Luzerne hatte noch eine Rache zu nehmen wegen seiner unbeachtet gebliebenen Räthselfrage.

„Meine guten Vettern," sagte er mit freundlicher Miene, „ich hatte nur tausend Thaler bei dem Hause Garennes stehen. — Das war nicht genug, um Ansprüche an die Concoursmasse zu machen, — und außerdem bin ich, wie Sie wissen, ein Lebemann. — Dieser Fiaker bringt in der That die ganze Familie

meines guten Vetters, um ebenfalls seinen Besuch bei dem Dalai-Lama Peter Bristol zu machen."

Die Richarde blickten einander ganz verlegen an, während der heitere Luzerne sich entfernte, und Massonneau winkte einem Omnibus zu, indem er sagte:

„Das muß ich meiner Frau erzählen!"

In jenem eine Art Palast darstellenden Gebäude, welches die Richarde das große Hotel nannten, und in welchem der große Banquier von Boston seine Residenz aufgeschlagen hatte, war nur ein einziges mit größter Einfachheit ausgestattetes Zimmer, und in diesem wohnte Peter Bristol selbst. Die übrigen Gemächer des Hotels wurden von seinem Gefolge bewohnt. Er hatte sich gleich bei seiner Ankunft königliche Equipagen zugelegt, und die hohe Geschäftswelt von Paris gerieth in keine geringe Aufregung, da man sagte, daß Peter Bristol ganz bestimmt ein Comptoir in Paris begründen werde. Dennoch kann man versichern, daß sich Peter Bristol während seiner Anwesenheit in Paris wenig um Geschäfts-Angelegenheiten gekümmert hatte. Jene gewaltigen transatlantischen Unternehmungen, deren Seele er war, fanden in ihm keinen sehr beredten Vertreter bei der pariser Finanzwelt. Er hatte Niemand einen Besuch abgestattet, und, was noch schlimmer war, er hatte sogar seine Thür den großen Vasallen der Handels-Feudalität verschlossen.

Er war ein sehr wunderlicher Mann, seinem ganzen Charakter nach ein Wilder, wie man leicht sehen konnte, und dabei übermäßig faul. Es hatte ihm seit einigen Wochen gefallen, sich um Kleinigkeiten zu kümmern; er hatte dem Bankerott des Herrn von Garennes eine Aufmerksamkeit gewidmet, die um so

unbegreiflicher erscheinen mußte, da doch dieser Bankerott für ihn nur eine Lumperei sein konnte. Warum er so handelte, das blieb ein Räthsel. Um Peter Bristol herum gab es Leute, denen daran gelegen war, seine geringsten Geheimnisse zu erforschen. Die Richarde, welche mit einer so christlichen Geduld in seinem Vorzimmer harrten, hatten irgend ein phantastisches Geheimniß zu durchschauen geglaubt. Der Brief des Herrn von Luzerne, so albern er auch dem Leser geschienen haben mag, könnte uns dennoch vielleicht auf den richtigen Weg führen.

Bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen es dem Stamme Richard erlaubt war, dem Dalai-Lama seine Huldigungen darzubringen, lenkte dieser die Unterhaltung stets auf die Familie Garennes. Warum beschäftigte er sich mit Leuten, welche zu Grunde gerichtet waren, und die keine Aussichten mehr hatten? Peter Bristol hatte sie nur ein Mal gesehen, und der Empfang, den er auf dem Schlosse Garennes fand, war gewiß nicht geeignet gewesen, besonders angenehme Erinnerungen bei ihm zu hinterlassen. Und dennoch kam er ohne Unterlaß auf diese Familie zurück und zwar mit einer Hartnäckigkeit, welche an Manie grenzte. So oft die Richarde das Gespräch auf die gemeinsamen Angelegenheiten lenken wollten, so fand auch Peter Bristol irgend einen Uebergang, um auf die Familie des Verarmten zu kommen. Noch wunderlicher war es, daß er über diese Familie selbst mit Vauthier sprach, welcher doch dieselbe gar nicht kannte. Endlich hatte er sogar zwei Mal eine Reise nach der Touraine gemacht, um das verlassene Schloß noch einmal zu besuchen.

Luzerne war ohne Zweifel der unvorsichtigste von allen Richarden; kein anderer Richard würde es gewagt haben, sich in

einem Briefe so umfassend auszusprechen, wie Luzerne das gethan hatte; aber der Teufel verlor dabei nichts, denn nachdem der Stamm vierzehn Tage den Schlüssel des Räthsels gesucht hatte, so erklärte er einmüthig, daß der Dalai-Lama in Camille oder in Frau von Garennes verliebt sei. Vielleicht war er sogar in Beide verliebt, denn der Stamm Richard betrachtete das nördliche Amerika als ein verlornes Land, in welchem jeder Wahnsinn Bürgerrecht erlangt hat.

Peter Bristol sprach eben so oft von Frau von Garennes, wie von Camille. Die Richarde, welche feine Beobachter waren, fanden sogar, daß Peter Bristol sich über Frau von Garennes noch lieber unterhielt, als über Camille. Ohne Zweifel war der sonderbare Mann durch die Kraft überrascht, welche Frau von Garennes in ihrem letzten Kampfe entfaltet hatte. Und es ist ja bekannt, daß sich das Herz jener originellen Amerikaner stets an irgend einer barocken Stelle verwundbar zeigt.

Herr Vauthier war derselben Meinung, wie der Stamm Richard, und das war von großem Gewicht. Peter Bristol hatte Vauthier zu seinem Vertrauten gemacht; Vauthier verließ ihn nie, und Vauthier war überzeugt, wenn er es auch nicht aussprach, daß sein Herr zu der Frau von Garennes Liebe fühle.

Wir versetzen uns in das Zimmer, in welchem Peter Bristol wohnte; seit einer Stunde ziemlich waren die Richarde gegangen und der Banquier von Boston rauchte, im Schlafrock und die Füße gegen den Kamin gestellt, aus seiner langen Pfeife. Hinter seinem Stuhle saß Freitag. Die pariser Luft war diesem guten Diener günstig gewesen; er war fett, seine Haut glänzte

und er kreuzte seine muskulösen Arme über seinem breiten Bauche.

Neben Peter Bristol lagen auf einem Gueridon verschiedene einzelne Papierbogen, welche in der Weise liniirt waren, wie das bei den Handlungsbüchern geschieht.

„Hörte ich nicht einen Wagen auf den Hof fahren?" fragte Peter Bristol, indem er plötzlich aufhorchte.

Der Neger eilte nach dem Fenster und blickte durch eine Scheibe.

„Herr Robinson kommt zurück!" sagte er.

Peter Bristol verharrte in seiner unbeweglichen Haltung, aber von Zeit zu Zeit wandte sich sein unruhiger und noch mehr besorgter Blick nach der Thür.

„Er bleibt lange!" sagte er nach einer Minute.

„Soll ich ihn rufen?" fragte Freitag.

Peter Bristol wußte nicht einmal, daß er gesprochen habe. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Vauthier trat ein.

„Gehe und genieße Dein Abendbrot," sagte Peter Bristol zu Freitag, dessen breites Antlitz sich bei diesen Worten erheiterte.

Vauthier näherte sich dem Kamine. Peter Bristol gab ihm ein Zeichen, sich zu setzen. Vauthier kannte seinen Herrn schon auswendig, wenn man sich so ausdrücken darf. Er wußte, daß sein Herr, so gespannt er auch auf seine Nachrichten war, ihn dennoch nicht sogleich fragen würde. In der That griff Peter Bristol gleichgiltig und langsam nach einem der Bogen, welche neben ihm auf dem Gueridon lagen.

„Vauthier," sagte er dann, „Sie haben einen schlechten An-

fang gemacht, aber ich hoffe, daß Sie das Ende besser machen werden. — Was ich von Ihnen wußte, gereichte nicht besonders zu Ihrem Ruhme, und Sie werden gestehen, daß ich das Recht hatte, Sie zu prüfen. — Ich habe das gethan."

„Ich bin mit den Gesetzen durchaus unbekannt," entgegnete Vauthier offen und ohne eitle Demuth. „Daß Sie mich geprüft haben, ist gut; prüfen Sie mich ferner, wenn Ihnen das Freude macht. Ich bin Ihnen ganz natürlich ergeben und in Folge davon werde ich, trotz allen meinen Fehlern ein vollkommen rechtschaffener Mann sein bis zu dem Augenblick, wo Sie zu mir sagen werden: Packe Dich!"

Peter Bristol lächelte.

„Ich habe die Absicht gefaßt, Dich auf immer zu behalten," versetzte er in einem durchaus freundschaftlichen Tone. „Man sagt, daß dort oben, im Paradies, mehr Freude über einen gebesserten Sünder sein werde, als über zehn Gerechte. Ich glaube fest, daß wir uns nicht wieder trennen werden, Freund Vauthier. Mein Gott, ja!" fuhr er dann in einem zerstreuten Tone fort und indem er die Papiere zusammenknitterte, welche er in der Hand hielt. „Du hast große Summen in den Händen gehabt. Ich habe einen Controleur Dir auf der Ferse nachgesandt — aber nicht einen Pfennig hast Du veruntreut! Und doch mußtest Du glauben —"

„Wie hätte ich die armen Leute bestehlen können, denen Sie Almosen senden!" unterbrach ihn Vauthier in einem etwas wehmüthigen Tone. „Selbst in jener Zeit, als ich ein Abenteuerer war — deuten Sie das Wort, wie Sie wollen — als ich ein Taugenichts war, würde ich zu so etwas nicht fähig gewesen sein!"

„Ich glaube Dir. — Damit will ich aber keineswegs sagen, daß ich vollkommen zufrieden sei —"

„Sie finden, daß ich zu weit gegangen bin?" fragte Vauthier.

„Im Gegentheil."

„Eins ins Andere gerechnet, habe ich täglich tausend Franken ausgegeben."

„Was ist das in diesem großen Paris, in welchem es so viel Elend gibt!"

„Ich werde das Doppelte und Dreifache ausgeben, wenn Sie wollen, mein lieber und würdiger Herr," sagte Vauthier, indem er plötzlich den Ton änderte. „Ich weiß recht wohl, daß Ihr Edelsinn keine Grenzen hat — aber warum zermartern Sie Ihren Geist, um die Unterhaltung von dem Gegenstande zurückzuhalten, von welchem Sie doch so gern sprechen möchten?"

Peter Bristols Brauen zogen sich leicht zusammen, aber sein Lächeln kehrte sogleich wieder, und er sagte in einem gutherzigen Tone:

„Man kann sich gegen Dich gar nicht verstellen, Vauthier. — So laß Deinen Bericht hören!"

„Sie sind angekommen —" sagte der Vertraute, indem er seinen Stuhl näher rückte.

„Angekommen!" wiederholte Peter Bristol, ohne ferner den Antheil zu verhehlen, welchen er an diesem Ereigniß nahm. „Du hast Ihnen also Geld gesandt, um die Reise zu machen?"

„Sie hatten mir dazu keinen Auftrag ertheilt."

„Du hast Recht, — aber —"

„Mein Gott! gewisse Leute haben immer noch eine letzte Hilfsquelle. Frau von Garennes hat so viel Geld gehabt, um

die Reisekosten für die ganze Familie zu bestreiten, und ihre Börse ist noch nicht vollkommen leer."

„Sie befanden sich bei der Mama Richard in so großer Noth!" sagte Peter Bristol, der, wie es scheinen könnte, von Allem unterrichtet war.

„Man behält einen Diamant," versetzte Vauthier, „einen Ring, eine goldene Kette, kurz, irgend etwas, um einen letzten Feldzug zu versuchen. — Sie sind einfach in Folge des durch Herrn von Luzerne geschriebenen Briefes gekommen."

Peter Bristol wollte sich die Hände reiben, aber er beherrschte sich schnell und gab seinen Zügen ihren gewöhnlichen kalten Ausdruck zurück.

„Er liebt sie!" dachte Vauthier, der ihn beobachtete. „Ich kann ihm keinen bessern Dienst leisten, als wenn ich ihn von dieser Krankheit heile."

„Hast Du mir noch etwas zu sagen?" fragte Peter Bristol.

Vauthier lächelte. Er antwortete:

„Sie sind um vier Uhr fünfunddreißig Minuten mit dem Zuge von Orleans in der zweiten Classe angekommen: der Mann und die Frau, der junge Herr, Fräulein Camille und die alte Mutter Richard. — Dann sind sie auf dem Bahnhofe in einen Fiaker gestiegen und haben sich in das Hotel Saint-George in der Drei-Brüderstraße, nicht weit von hier, fahren lassen. — Als sie da erst waren, befanden sie sich auch ganz in meiner Gewalt, wie Sie sich wohl denken können."

„In wiefern?" fragte Peter Bristol.

„Ich habe mir einige Ausgaben erlaubt, die wir unter der Rubrik: „Launen meines Principals" in unsere Bücher eintra-

gen können. Man hat sie auf ein Zimmer gebracht, welches durch meine Dollars zu einer wahrhaften Laterne geworden ist. Sie befinden sich darin, wie in einem Vogelhause, in welchem die gezähmten Vögel ebenfalls von allen Seiten gesehen werden können. — Ich kann Ihnen jede ihrer Handlungen mittheilen, jedes ihrer Worte wiederholen."

Ueber Peter Bristols bleiche Wangen hatte sich ein Wenig Röthe ergossen.

„Was haben sie denn gethan?" fragte er ganz leise und mit einer Art von Scham; „was haben sie gesagt?"

„Herr von Garennes scheint gar kein Bewußtsein seines Unglücks zu haben. Er ist in einen gewissermaßen kindischen Zustand verfallen. — Dennoch hat er nicht ganz sein Bewußtsein verloren, wie Sie sogleich sehen werden. — Sofort nach der Ankunft hat ihn seine Frau bei Seite geführt und zu ihm gesagt: „Wir haben noch einen letzten Rettungs-Anker; Peter Bristol findet unsere Tochter schön.""

Der Banquier erschrak und schlug die Augen nieder.

„Ha!" sagte er; „Frau von Garennes hat das gesagt!"

Vauthier dachte:

„Gott verzeihe mir, er befürchtet, daß sie eifersüchtig sein möchte."

„Ja," fuhr er dann mit lauter Stimme fort, „das hat sie gesagt. Und da der gute Mann sie nicht verstand, so drückte sie sich deutlicher aus, wie ich Sie versichern kann!"

„Ich denke, sie hat an eine eheliche Verbindung gedacht!" versetzte Peter Bristol.

„Ach!" rief Vauthier spöttisch aus.

Dann spannte er andere Saiten auf, indem er die zunehmende Blässe seines Herrn bemerkte, und sagte:

„Es ist möglich, daß sie an eine Verheirathung gedacht hat.“

„Und was antwortete Herr von Garennes?“

„Er hat einfach und bestimmt geantwortet, wie es einem braven Manne zukommt, was er denn auch sonst gewesen sein mag: „Ich werde nie meine Tochter verkaufen!““

In Folge einer unwillkürlichen Regung preßte Peter Bristol beide Hände auf sein Herz.

„So ist es schön!“ rief er aus.

„Ja, wirklich edel!“ sagte Vauthier.

„Andrerseits,“ nahm der Banquier wieder das Wort, indem er den Ton seiner Sprache änderte, „haben Sie mir gesagt, daß dieser Mann in einem kindischen Zustande sei!“

Vauthier biß sich auf die Lippe.

„Während Mann und Frau mit einander sprachen,“ fuhr er fort, „hätten Sie die alte Mutter Richard, den jungen Roland und die schöne Camille sehen sollen, welche in einer Ecke des Zimmers beisammen saßen und eine rührende Gruppe bildeten!“

Peter Bristol schien ungeduldig zu werden.

„Denen sieht man es an, daß sie einander lieben!“ fuhr Vauthier fort; „die scheinen nicht einmal zu ahnen, daß es Ehrlosigkeiten und Niederträchtigkeiten in dieser Welt geben könne!“

„Was that denn Frau von Garennes,“ fragte Peter Bristol mit kalter Ruhe, „nachdem ihr Mann ihr jene Antwort gegeben hatte?“

„So nehmen Sie also gar keinen Antheil an dem armen und schönen jungen Mädchen?" fragte Vauthier.

„Sie ist in der That sehr schön." antwortete der Banquier, „und ich nehme vielleicht mehr Antheil an ihr, als Du denkst."

Vauthier betrachtete seinen Principal mit einer Art von Schrecken. Er glaubte aus den Augen desselben ein gewisses Feuer leuchten zu sehen.

„Der Teufel! der Teufel!" dachte er, „ich kenne diesen Mann noch nicht lange genug. — Wenn er vielleicht zehntausend Franken wöchentlich an Almosen spendete, um für zwanzigtausend Franken Sünden zu büßen!"

„Ich habe eine Frage an Dich gerichtet!" sagte Peter Bristol trocken.

„Eben wollte ich antworten. — Frau von Garennes wandte ihrem Manne den Rücken und sagte nicht ein Wort mehr. — Sie klingelte und ließ sich eine Kutsche bestellen, um nach der Pigale-Straße zu fahren, wo ihre ehemalige Kammerjungfer Justine wohnt."

„Du bist ihr gefolgt?"

„Natürlich. — Ich werde Ihnen berichten, was vorgegangen ist, und überlasse es Ihnen, die Folgerungen daraus zu ziehen — Frau von Garennes hat sich seit ihrer Krankheit sehr geändert, und ihre Reisekleidung war wenig geeignet, ihr die verlornen Reize zu ersetzen. — Als sie bei Justine eingetreten war, sagte sie zu ihr: „Meine Kleine, ich komme keineswegs, die Sachen von Dir zurückzuverlangen, welche Du mir gestohlen hast —" Justine erschrak, denn ihre ehemalige Herrinn hatte die Wahrheit gesagt. Allein Frau von Garennes fuhr fort: „Verliere den Muth nicht. Es plünderte einmal Jeder, wer

plündern konnte, und Du wolltest nicht allein leer ausgehen. Mein Gott, Kind, ich sehe dabei gar nichts Böses. — Ich habe noch fünf Louis, das ist mein ganzes Vermögen. Ich will Dir dieselben geben, wenn Du mir einen Dienst leisten willst." — „Was für einen Dienst?" fragte die Zofe, welche plötzlich den verlornen Muth wieder gewonnen hatte. Frau von Garennes antwortete fast schüchtern: „Borge mir eins von meinen Kleidern, wenn noch eins vorhanden ist, das Du nicht nach Deinem Wuchse hast zurichten lassen, — leihe mir einen von meinen Shawls, ein Paar Ohrhänge und überhaupt Alles, dessen ich bedarf, um mich heute Abend gut anzukleiden. — Dann ordne mir die Haare, wie Du es sonst thatest, meine kleine Justine — und mach mich mit einem Worte schön — zum letzten Male wahrscheinlich."

Peter Bristol fühlte seine Brust so beengt, daß er kaum noch zu athmen vermochte.

„Weiter!" forderte er Vauthier auf, als er sah, daß dieser schwieg.

„Das ist Alles!" antwortete der Gefragte.

„Wozu aber der wunderliche Einfall, sich schön herauszuschmücken?"

„Ich denke, daß Sie es heute Abend erfahren werden."

„Du glaubst, daß sie zu mir kommen werde?" fragte Peter Bristol mit sichtlicher Aufregung.

„Ich habe Ihnen die einfache Thatsache mitgetheilt," antwortete Vauthier, „ohne daß ich es auf mich nehme, Folgen aus derselben zu ziehen. — Nur Eins hatte ich noch vergessen, Ihnen zu sagen, daß nämlich die übrigen Mitglieder der Familie, Roland, Camille, die alte Frau Richard, und vielleicht Herr

von Garennes selbst, heute Abend einen letzten Versuch bei Ihnen machen werden."

Peter Bristol dachte nach.

„Sie werden Frau von Garennes in den großen Salon treten lassen," sagte er, „und dafür sorgen, daß die Kron- und die Wandleuchter angezündet werden."

„Und die Andern?" fragte Vauthier.

Peter Bristol dachte nach.

„Den jungen Roland und Fräulein Camille lassen Sie hierher führen. — Die alte Frau und Herr von Garennes, wenn er kommt, werden warten."

---

20. In Paris.

Die Familie Garennes bewohnte in dem Hotel Saint-George ein Zimmer im dritten Stock. Es war ein ziemlich großes Gemach, in welchem zwei lackirte Bettstellen, sechs niedergesessene Polsterstühle und eine Commode mit schmutzigen Schubkasten standen. Diese Ausstattung war vielleicht eben so fern von der ländlichen Armuth, welche bei Mama Richard herrschte, wie von dem Luxus, der vordem in dem Schlosse Garennes entfaltet wurde; allein, wenn es irgend einen Ort gibt, an welchem man sich geneigt fühlt, selbst die Armuth vorzuziehen, so ist das gewiß in den Zimmern eines Gasthauses der Fall.

Dort ist Alles kalt, Alles riecht nach Verbannung und Verlassenheit. Wenn die Meubles prachtvoll sind, wenn die Wände eine Bekleidung von kostbaren Tapeten tragen, wenn der Fuß auf der weichen und glänzenden Wolle eines Teppichs steht, so bleibt gleichwohl die Wirkung dieselbe. Hinter diesem zur Schau getragenen Prunk liegt etwas, daß zurückstößt; mögen alle jene Gegenstände schön sein, so sind sie doch nicht freundlich, und wir fühlen in jedem Augenblick, daß etwas fehlt. Wir finden nie den gefälligen Anblick einer Familien-Wohnung, und die

unbekannten Penaten, welche hier weilen, haben kein Lächeln für uns. Pfui! über diesen Sammet, welcher vermiethet wird! pfui! über jene Vergoldungen, die für einen Andern gestern glänzten und morgen abermals für einen Andern glänzen werden! Nie hören wir befreundete Schritte auf den langen Corridoren; wir fühlen uns vereinsamt inmitten einer zahlreichen Bewohnerschaft, und unser betrübtes Herz muß sich auf sich selbst beschränken. Als wir eintraten, brannte kein Feuer in dem Kamine, die abgelaufene Uhr schlummerte und die Ausdünstungen des leeren Raumes, jener keiner Beschreibung fähige Geruch beleidigte unsere Nerven.

Das erscheint traurig, wenn man glücklich ist, aber entmuthigend, wenn man duldet. Nur der Engländer lebt ein natürliches Leben in einem Gasthause und fühlt sich daselbst heimischer, als zu Hause.

Herr Vauthier hat uns sehr genau erzählt, was in dem von der Familie Garennes bewohnten Zimmer seit deren Ankunft in dem Hotel Saint-George vorgegangen war. Die sämmtlichen Mitglieder der Familie fühlten sich unheimisch und gelangweilt. Die vormalige Schloßdame behauptete noch ihre despotische Macht, und man war auf ihren Befehl von Anjou abgereist, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen. Nur beiläufig hatte sie während der Herreise ihren Plan merken lassen, einen Schritt bei Peter Bristol zu versuchen. Sie hatte bis zu dem letzten Augenblick gewartet, um ihrem Manne jene auf Camille bezügliche Eröffnung zu machen, allein nicht etwa, weil sie das Resultat vorausgesehen hatte — denn bisher hatte sich Garennes nie ungehorsam gegen sie gezeigt — sondern weil die Leiden, welche ihr Herz benagten, sie träge gemacht hatten.

Die Antwort des Herrn von Garennes versetzte sie in ein unbeschreibliches Staunen. Seit dem erlittenen Sturze hatte Garennes weniger, als je, eines Widerstandes fähig geschienen. Sein Leben beschränkte sich auf zwei Handlungen: Schlafen und Essen, war also nur ein blödsinniges Vegetiren. Die Schloßdame glaubte anfangs, ihn falsch verstanden zu haben, so sehr widersprach jene ehrenhafte und feste Antwort jeder Wahrscheinlichkeit; allein sie bedrängte Herrn von Garennes nicht länger, denn sie hatte noch eine andere Saite an ihrem Bogen.

Sie ging, und wir wissen bereits, wohin? Garennes blieb einen Augenblick regungslos an der Stelle stehen, wo seine Frau ihn verlassen hatte; sein Kopf war auf seine Brust gesunken; er schien auf die schwerfälligen Tritte seiner Frau zu hören, welche langsam die Treppe hinabstieg. Und in dem Maße, wie die Schritte aus weiterer Ferne gehört wurden, athmeten auch die Lungen des armen Garennes freier auf. Man hätte meinen sollen, daß eine unsichtbare Hand das Gewicht abgehoben habe, von welchem seine Brust belastet wurde. So athmet der Gefangene auf, der für einen Augenblick seinen unerbittlichen Kerkermeister aus den Augen verliert. Allmählich richtete er sein Haupt wieder empor; ein Aufleuchten des Verstandes blitzte aus seinen Augen; es stahl sich ein Etwas, das einem Lächeln glich, auf seine Lippen, und er begab sich nach der Ecke des Zimmers, in welcher die alte Frau und die beiden jungen Leute saßen.

„Gönnt mir einen kleinen Platz," sagte er, „ich will bei Euch sein."

Er setzte sich auf Rolands Stuhl zwischen Mama Richard und Camille.

„Wie wohl befinde ich mich hier!“ sagte er dann.

Aber der Nebel schien sich wieder über seinen Geist zu senken, und seine finstern Blicke starrten in den leeren Raum. Die beiden Kinder betrachteten ihn mit wehmüthiger Achtung. Mama Richard hatte seine Hand ergriffen und drückte dieselbe in ihren Händen.

„Ich weiß wohl, was ihm fehlt, dem armen Jungen!“ sagte sie in dem Tone zärtlichen Mitleids. „Er will essen.“

„Nein,“ antwortete Garennes und schüttelte den Kopf; „ich habe heute keinen Hunger.“

Camille, Roland und Mama Richard wechselten einen Blick mit einander.

„O! o!“ begann die gute Frau.

Sie hatte keine Zeit, um fortzufahren und ihr Mund blieb offen stehen, als sie zwei große Thränen über die Wangen des Herrn von Garennes rollen sah.

„Thomas, mein Sohn Thomas!“ rief sie aus.

Dieser bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Ich wünsche, daß Gott ihr verzeihen möge,“ stammelte er, „denn die Schuld ist mein. — Ein rechtschaffener Mann muß die Kraft besitzen, das Gute zu thun und das Böse von sich zu weisen!“

Seit sechs Wochen hatte er kein vernünftiges Wort gesprochen. Die beiden Kinder und die Großmutter waren stumm vor Staunen.

„Mutter,“ fuhr Garennes fort, indem er seine Hand zurückzog, „ich habe Dich aus meinem Hause gewiesen. Warum liebst Du mich noch?“

Die gute Frau schlang ihre beiden Arme um seinen Hals.

„Das thatest Du nicht," sagte sie.

„Und dennoch liebte ich Dich, meine Mutter," sagte Garennes, während seine Worte vom Schluchzen unterbrochen wurden. „Glaub mir, ich liebte Dich herzlich! Aber ich habe Dich aus meinem Hause verwiesen und darf es nicht leugnen. — Die Schwäche kann sogar Verbrechen begehen. — An einem und demselben Tage ließ ich meine Mutter abreisen und verleugnete meinen Bruder. — Die Strafe mußte folgen — und sie ist gefolgt: der Wille des Herrn geschehe!"

Roland und Camille weinten und wagten nicht, an der Unterredung Theil zu nehmen.

„Du liebtest auch ihn, Deinen Bruder, mein armer Thomas," sagte Mama Richard. „Als er abreiste, da haben ihn die Andern beleidigt und verflucht; — ich hatte nichts, was ich ihm geben konnte, — aber Du tratest zu ihm, heimlich allerdings, denn Du schämtest Dich Deines guten Herzens, und drücktest ihm ein Bankbillet in die Hand —"

„Das ist wahr! das ist wahr!" rief Garennes aus und lächelte unter Thränen; „sie haben mir mein Haus, mein Schloß, mein Vermögen nehmen können, allein diese Erinnerung mußten sie mir lassen, und sie ist mein Talisman gegen die Verzweiflung.

„Vater! guter Vater!" sagte Camille und drückte seine Hand an ihr Herz.

Roland hielt seine andere Hand und drückte schweigend einen Kuß auf dieselbe. Mama Richard und die beiden Kinder dachten:

„Man hatte das Herz dieses Mannes vergiftet!"

Sie war nicht zugegen, diese Frau von Garennes, welche

der arme Getäuschte so lange seine Vorsehung genannt hatte; die unvergleichliche Julie! der böse Genius des gefallenen Hauses; sie war nicht zugegen, aber Niemand sprach eine verdiente Anklage gegen sie aus.

„Ach! wie sehr Du Recht hattest, meine Mutter,“ fuhr dann Herr von Garennes fort, „meinen Bruder Jean mir vorzuziehen!“

„Ich liebe Dich mehr, als ihn, mein Sohn Thomas,“ antwortete die alte Frau, „da Du jetzt der Unglücklichste von Euch beiden bist.“

„Ja — der Unglücklichste! ach, sehr unglücklich!“ wiederholte Garennes mit finsterem Blick. „Aber, laß mich Euch recht schnell sagen, was ich hier fühle,“ fuhr er fort, indem er seine Hand auf die Brust legte, „denn vielleicht würde ich es nicht mehr wagen, wenn sie zurückgekommen ist.“

Er legte seine Hand auf Rolands Kopf.

„Du bist doch nicht böse auf mich?“ fragte er; „ich hatte Dich verurtheilt.“

„Ich habe nie das Vertrauen zu Ihrem guten Herzen verloren, mein Oheim,“ antwortete Roland.

Der vormalige Schloß-Besitzer lächelte bitter.

„Ha, ha! mein gutes Herz!“ lachte er. „Ohne das Unglück, welches mich betroffen hat, wärest Du Soldat, Roland! — Siehe, das hätte mein gutes Herz für Dich gethan. Man hatte mein gutes Herz mit einer eisernen Hülle umgeben. Ich fühlte bisweilen, wie es sich schüchtern widersetzen wollte, aber mein gutes Herz war so feige! ein Wort reichte hin, um es zum Schweigen zu bringen!“

Er warf sein Haupt an die Lehne seines Stuhles zurück, und seine Augen schlossen sich halb.

„Und doch," fuhr er in einem träumerischen und sanften Tone fort, „und doch glaube ich, daß Du die Wahrheit gesagt hast, Roland. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich zwei Glückliche gemacht — denn sehr oft folgte ich Euch von fern, wenn Ihr im Park mit einander lustwandeltet. — Ich sah Euch bei meiner Mutter eintreten und wußte wohl, daß sie Euer Geheimniß kannte. — Dann kehrte ich nachdenkend in das Schloß zurück und dachte: „Ist es nicht ein Verbrechen, eine so schöne Liebe zu zerreißen?" — Aber im Schlosse fand ich sie wieder: Ein Traum sinnloser Ehrsucht — ein Trugbild ließ mich einen Strom von goldenen Wellen fließen sehen! Und jetzt," unterbrach er sich dann entmuthigt, „nichts mehr! — Es bedurfte des Unglücks, arme geliebte Kinder, um Euch gegen mich zu vertheidigen!"

„Nun!" rief Mama Richard aus, indem sie den beiden jungen Leuten einen Wink mit den Augen gab, „so sei das Unglück gepriesen! — Du warst arm, als Du Deine erste Frau heirathetest, mein Sohn Thomas, aber ich erinnere mich, daß der Trübsinn mit Euerer kleinen Wirthschaft nichts zu schaffen hatte. Roland hat gesunde Arme, seine Frau wird nicht vor Hunger sterben. Nun seht einmal! da feiern wir noch einen Festtag! — Gib mir Deine Hand her, Enkelinn!"

Roland und Camille reichten ihre zitternden Hände hin, und die gute Frau vereinigte dieselben in den ihrigen.

„Thomas," fragte sie, „willst Du diese Vereinigung segnen? — Sind meine beiden Kinder zwei Verlobte?"

Garennes wollte antworten, als die Thür des Zimmers

plötzlich aufgerissen wurde. Alle, welche sich in demselben befanden, glaubten zu träumen, als sie die Schloßdame in vollständigem Ball-Anzuge, strahlend und stolz, wie in den Tagen ihres Glanzes, eintreten sahen. Ein hochmüthiges Lächeln schwebte um ihre Lippen.

„Wir werden diese Verlobung ein ander Mal vornehmen," sagte sie in einem spöttischen Tone; „meine Kutsche wartet unten, und es ist Zeit, daß wir uns zu Peter Bristol begeben, der uns schon erwartet."

Es war ein eigenthümlich Ding um den Einzug der Familie Garennes in die Wohnung des reichen Banquiers von Boston. Die elegante und frische Toilette der Schloßdame machte den ärmlichen Zustand, in welchem sich ihre Begleiter befanden, noch auffallender; Camille trug noch immer ihr kurzes Kattunkleidchen, und Roland seinen Jagdrock. Mama Richard war eben so gekleidet, wie sie es stets gewohnt gewesen war, und Garennes trug den Bauernrock und den Strohhut, die er einige Wochen früher gewählt hatte, um sich den Nachforschungen seiner zu guten Verwandten zu entziehen.

Die Bedienten Peter Bristols sahen die fünf Personen aus einem und demselben Fiaker steigen und meinten eine große Dame zu sehen, welche eine von ihr beschützte arme Famile begleite. Dann erschien ihnen die große Dame wieder als eine aus dem Irrenhause entflohene und von ihren Freunden zurückgebrachte Wahnsinnige. Indeß hatten sie bereits ihre Befehle und ließen die Familie Garennes eintreten. Peter Bristols Bedienten waren überdieß gewohnt, alle Tage die Thür vielen Unglücklichen zu öffnen, doch war es das erste Mal, daß sie diese prachtvoll geputzte Dame sahen, deren Blick so seltsam und fast verwirrt

war. Es war unmöglich, sie unbeachtet zu lassen, denn es lag in ihr etwas Drohendes entweder für sie selbst, oder für Andere.

Als die Familie Garennes durch die Vorhalle schritt, gab Vauthier Befehle, noch für den heutigen Abend alle Mitglieder des Stammes Richard zusammen zu berufen, denn so wollte es sein Herr.

Die Schloßdame erschrak, als sie den Mann erkannte, welcher den ersten Schlag während des Festes auf dem Schlosse Garennes gegen sie vollführt hatte. Garennes erkannte ihn ebenfalls und schlug schüchtern die Augen nieder.

„Ich habe an Herrn Peter Bristol geschrieben," sagte die Schloßdame mit leiser Simme, „und ihn um eine Audienz gebeten."

„Peter Bristol," antwortete Vauthier, indem er sich verneigte, „gibt keine Audienzen, meine Dame. Vom Morgen bis zum Abend empfängt er die, welche seiner bedürfen."

„Wir bedürfen seiner," stammelte die Schloßdame.

„John!" sagte Vauthier, indem er sich an einen Bedienten wandte, „führen Sie diesen jungen Mann und dieses junge Fräulein zu dem Principal."

„Wie! mich?" fragte der unerwartet überraschte Roland.

„Mich?" fragte auch Camille erstaunt.

„Folgen Sie diesem Manne," antwortete Vauthier, indem er auf John zeigte.

Camille und Roland richteten einen fragenden Blick auf Herrn von Garennes.

„Geht," sagte die Schloßdame trocken.

Die jungen Leute rührten sich nicht von der Stelle.

„Geht, meine armen Kinder," sagte Herr von Garennes ebenfalls, „unser Schicksal liegt in den Händen Gottes."

Camille und Roland folgten dem Bedienten.

„Saunder," fuhr Vauthier fort, „führen Sie den Herrn und die alte Dame in das Wartezimmer."

Herr von Garennes und Mama Richard folgten sogleich dem Bedienten.

„Haben Sie die Güte, mit mir zu kommen, gnädige Frau," sagte dann Vauthier wieder und reichte der Schloßdame auf galante Weise den Arm.

Ein Bedienter schritt ihnen voran und öffnete beide Flügel der Thüren vor ihnen. Die letzte Thür, welche sich öffnete, ließ einen prachtvollen Salon erblicken, der von einem Lichtmeere überströmt war, einen Solon, der gewiß drei Mal schöner war, als der famose Salon Ludwigs XV. auf dem Schlosse Garenres. Vauthier führte die Schloßdame bis zu einem Divan, ließ sie dort niedersitzen, verneigte sich tief und ging.

In diesem Augenblick empfing Peter Bristol Camille und Roland in seinem Zimmer, in welchem jedoch keineswegs eine Pracht entfaltet war, die zu imponiren vermocht hätte. Wir haben bereits gesagt, daß das Zimmer Peter Bristols ein Flecken für die übrige Pracht dieses Hotels war, und dennoch traten die beiden Kinder zitternd in dasselbe, denn Roland zitterte fast eben so sehr, wie Camille.

Es herrschte in der That um diesen Peter Bristol etwas, das Achtung und Furcht einflößte. Nicht ohne Grund hatte der Witz der Richarde, welcher für die dem amerikanischen Banquier in das Gesicht erwiesenen Huldigungen hinter seinem Rücken durch beißende Bemerkungen sich schadlos hielt, ihn den Dalai-

Lama getauft. Erinnern wir uns noch, daß die kleine Toinette diesen Mann nur mit den wundersamen Vorbildern zu vergleichen wußte, welche sie in ihren Ritterromanen gefunden hatte.

Er saß neben dem Kamine; sein seidenweicher Bart fiel lang über den dunkeln Stoff seines Schlafrocks hinab; sein Kopf war unbedeckt und seine abgeschornen Haare ließen den vollen Lichtschein auf die stolzen und reinen Umrisse seiner Stirn fallen.

Camille und Roland blieben neben der Thür stehen; Peter Bristol gab ihnen ein Zeichen, näher zu treten, und sie gehorchten. Peter Bristol zeigte ihnen zwei Stühle, die ihm gegenüber neben einander standen, und hieß ihnen, sich setzen. Sie gehorchten abermals. Peter Bristol lehnte sich an den Rücken seines Stuhles zurück und legte die ausgebreitete Hand über seine Augen, um die beiden jungen Leute besser zu betrachten. Das dauerte so einige Zeit, und die Verlegenheit der armen Kinder steigerte sich auf den höchsten Grad.

„Ist es schon lange her, daß Sie einander lieben?“ fragte endlich Peter Bristol ganz nachlässig, und als thue er die Frage nur, um eine Unterhaltung damit zu eröffnen.

Camille wurde roth, wie eine Kirsche, und Roland zog die Brauen zusammen. Peter Bristol schlug seine Beine über einander und ließ seine Hand wieder sinken.

„Junger Mann,“ nahm er von Neuem das Wort; „Sie hätten mich früher besuchen sollen. Wir haben schon in Garennes einige Worte mit einander gewechselt, und ich habe mindestens acht Tage lang Ihren Besuch erwartet.“

„Der Gedanke, mich an Sie zu wenden, mein Herr, tauchte

allerdings in mir auf," antwortete Roland; „allein wir waren so tief gefallen, daß mir der Muth gebrach!"

Peter Bristol lächelte.

„Wenn das junge Mädchen mir das gesagt hätte," entgegnete er, „so würde ich nichts dagegen einzuwenden gefunden haben, denn es war eine reiche Erbin; aber Sie, junger Mann, besaßen doch nichts, und können also auch nichts verloren haben."

Roland biß sich auf die Lippe.

„Hatten Sie vielleicht auf die Mitgift gerechnet?" fragte Peter Bristol.

„Mein Herr!" rief Roland aus und erbleichte.

„Mäßigen Sie sich," unterbrach ihn der Amerikaner; „ich habe nichts Böses gegen Sie im Sinne, allein ich habe auch keinen bestimmten Grund, an Ihnen Antheil zu nehmen, und würde ein Vergehen gegen die Schicklichkeit nicht dulden."

„Mein Herr, ich bitte Sie um Verzeihung," versetzte Roland mit fester Stimme, denn er hatte seinen ganzen Muth zusammen genommen; „ich kam zu Ihnen, Sie um Hilfe zu ersuchen. — Man hatte mir berichtet, daß Sie während des Familienrathes eine sehr edle Theilnahme, für die ich Ihnen noch Dank schulde, in Bezug auf mich bewiesen hätten. — Der Gegenstand unsers Besuchs —"

Peter Bristol gähnte und machte eine Bewegung mit der Hand, welche Roland Schweigen gebot. Camille hatte bereits alle Hoffnung verloren.

„Lassen wir den Gegenstand Ihres Besuchs unerwähnt," sagte der Amerikaner in einem Tone, welcher bewies, daß er sich

langweile. „Mein hübsches Fräulein, würden Sie eingewilligt haben, Ihren Vetter Gueret zu heirathen?

„Mein Herr —“ stammelte Camille.

„Ich verstehe Sie schon,“ nahm der Amerikaner rasch wieder das Wort. „Wenn nun aber Ihr Vater gesagt hätte: „Ich will!“

„Es würde zum ersten Male in meinem Leben gewesen sein, daß ich meinem Vater ungehorsam gewesen wäre, mein Herr!“

„Würden Sie ihm aber ungehorsam gewesen sein?“

Camille zögerte mit der Antwort.

„Nicht wahr, nein! — Sie würden geweint haben — aber in der That —“

„Wissen Sie auch,“ unterbrach er sich dann, „daß dieser Bankerott ein sehr glückliches Ereigniß für Sie ist? — Dadurch werden viele Entfernungen näher an einander gerückt. — Ich wollte wetten, daß sich Herr von Garennes Ihrer Verbindung nicht mehr widersetzt. — Habe ich recht gerathen?“

„Mein Oheim hat heute Abend seine Einwilligung gegeben,“ sagte Roland.

„Wahrhaftig! — So weit ist die Sache schon gediehen! — Man wird den Augenblick haben benutzen müssen, in welchem Frau von Garennes ihre Toilette machte. — Ist aber nicht noch ein Hinderniß zu beseitigen? — Sie sind Soldat, junger Mann, und werden bald bei Ihrem Regimente eintreffen müssen.“

In der That sagte der Amerikaner diese Worte in einem zufriedenen und fast triumphirenden Tone. Camille antwortete darauf:

„Dieses Hinderniß besteht nicht mehr, mein Herr; Roland wird nicht Soldat werden.“

„Ich errathe!“ rief Peter Bristol lebhaft aus. „Herr Roland will die zweitausend Franken von mir zurückverlangen, welche er mir anvertraut hat.“

Roland war sehr wenig gegen diesen überseeischen Krösus, und dennoch lächelte er auf eine verächtliche Weise.

„Nein, mein Herr, nein,“ sagte er, und zwar dieses Mal ohne Zorn; „ich komme nicht, um die zweitausend Franken zurück zu verlangen, welche ich Ihnen anvertraut habe. Die sind das Brot meines Vaters. — Aber Gott ist allgütig, und Camille hat die Wahrheit gesagt: ich werde nicht Soldat werden.“

„Wie werden Sie das anfangen?“

„Interessirt Sie das so sehr?“ fragte Roland.

„Mein hübsches Fräulein,“ sagte Peter Bristol, „haben Sie die Güte, mir dieses Räthsel zu erklären. — Ich wende mich an Sie, weil Ihr Vetter zu oft vergißt, in welcher Lage wir uns gegenseitig befinden. — Sie sind Weib und werden es verstehen, sich der Nothwendigkeit zu fügen.“

Camille war in der That Weib, denn sie lächelte.

„Mein Gott,“ sagte sie sanft, „schon Ihr Wunsch reicht für mich hin, Ihnen Alles zu erzählen. — Wir hatten einen Nachbar, der Pierre Tassel hieß und die einzige Stütze seiner Mutter war. Roland und Tassel sind in gleichem Alter und haben bei der Conscription gleichzeitig geloost. — Sie wissen vielleicht nicht, wie man dabei in unserm Lande verfährt, mein Herr, allein es wird hinreichen, wenn ich Ihnen sage, daß Ro-

land freiwillig die Nummer wählte, welche aus Tassel einen Soldaten gemacht haben würde."

„Daß Dich!" rief Peter Bristol aus; „das war ja ein Edelmuth, wie er nur in Romanen vorkommt!"

„Er war gut angebracht, mein Herr," entgegnete Camille, „und das wenige Gute, das wir früher zu vollbringen vermochten, ist uns reichlich vergolten, seit wir unglücklich geworden sind. — Pierre Tassel hat den Ort entdeckt, an welchen wir uns zurückgezogen hatten, und kam mit seiner armen alten Mutter und seiner Braut, um Abschied von uns zu nehmen und statt Rolands als Soldat einzutreten."

„Na, na!" sagte Peter Bristol und bemühte sich, seine zweifelsüchtige Kälte beizubehalten, „dieser Pierre Tassel ist ein sehr ehrenwerther Bursche! — Ich will wünschen, daß seine alte Mutter während seiner Abwesenheit nicht Hungers stirbt. — Was seine Braut betrifft —"

„Mein Herr," unterbrach Camille mit gerührter Stimme den Sprechenden, „die freigebige Laune eines sehr reichen Mannes hat Pierre Tassels Braut in den Stand gesetzt, der alten Mutter des jungen Soldaten ihr tägliches Brot zu geben. Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie eines Tages auf einen Tisch im Gasthause zum weißen Roß zwanzig Guineen warfen?"

„Nein," entgegnete Peter Bristol, indem er sich erhob, „ich erinnere mich nicht mehr daran."

Er ging ein Mal im Zimmer auf und ab und setzte sich dann wieder vor die beiden jungen Leute.

„Also ist das eine abgemachte Sache," sagte er; „Sie wollen einander heirathen — Beide so arm, wie Hiob; nichts in der Gegenwart, nichts in der Zukunft; — Sie wollen Kinder

in die Welt setzen, unglückliche Geschöpfe, die keine Erziehung und kein Vermögen erhalten werden —"

Dann unterbrach er sich und fuhr plötzlich fort:

„Herr Roland, kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Camille wandte sich ab, damit Roland nicht sehe, daß sie Thränen in den Augen habe. Roland erhob sich; der Amerikaner schob seinen Arm unter den des jungen Mannes und führte ihn bis an das entgegen gesetzte Ende des Zimmers. Er sprach einen Augenblick mit leiser Stimme mit ihm. Camille, deren unruhiger Blick angstvoll dieser Scene folgte, sah Roland zurückweichen und erbleichen. Peter Bristol fuhr fort zu sprechen; Roland senkte schweigend den Kopf.

„So ist es gut!" sagte Peter Bristol laut.

Er kehrte nach dem Kamine zurück und ließ Roland wie niedergedonnert stehen.

„Nun kommt die Reihe an uns, mein hübsches Fräulein," fuhr er dann fort, indem er sich neben Camille setzte; „wir haben ebenfalls mit einander zu plaudern."

„Im ersten Augenblick," fuhr er abermals fort, indem er ganz laut sprach, „werden Sie Beide mir vielleicht fluchen, denn ich störe sehr süße Pläne; allein später werden Sie einsehen, daß man in dieser Welt nichts umsonst thut. — Und in der That kaufe ich Ihnen Ihr Glück zu einem sehr schönen Preise ab!"

Roland war auf einen Stuhl nieder gesunken und erschien wie vom Blitze getroffen. Peter Bristol begann nun ganz leise mit dem jungen Mädchen zu sprechen, aber Camille machte es so, wie ihr Verlobter: sie verlor in einem Augenblick ihre fri-

schen Farben. Mit Camille sprach Peter Bristol etwas länger, als mit Roland.

„So ist es gut!" schloß auch dieses Mal der Amerikaner. „Denken Sie nun nach; ich gebe Ihnen eine Stunde Zeit zur Ueberlegung; Sie werden mir dann Ihre Entschließungen mittheilen."

Seine Lippen berührten Camille's kalte Hand und er nickte dann Roland lächelnd zu. Darauf ging er und ließ die Beiden allein.

Sie hatten eine Stunde Zeit zum Nachdenken, und schon hatte der Zeiger die Hälfte seines Laufes zurückgelegt. Beide saßen noch immer stumm und wie betäubt an ihren Plätzen.

„Camille," fragte endlich Roland mit matter Stimme, „was hat denn der Mann zu Dir gesagt, daß Du so traurig bist?"

Das junge Mädchen gab die Frage zurück.

„Und Du, Roland, was hat er Dir sagen können, daß Du so sehr entmuthigt bist?"

Roland versuchte, sich auf seine Beine zu erheben, schwankte aber so sehr, daß er beinahe rücklings niedergestürzt wäre; er schritt durch das Zimmer, indem er sich an den Stühlen und Tischen hielt. So gelangte er bis zu seiner Verlobten, die ihm weinend beide Hände reichte.

„Camille, meine arme Camille," sagte er mit schwacher Stimme, „wir sind sehr unglücklich!"

„Ja, sehr unglücklich!" wiederholte das junge Mädchen.

Roland sank auf den Stuhl, welchen Peter Bristol verlassen hatte, und drückte das junge Mädchen an sein Herz.

„Er liebt Dich, nicht wahr?" stammelte er.

„Er hat es mir gesagt," antwortete die arme Camille mit erstickter Stimme.

„O! dieser Mensch ist ein Teufel!" rief Roland aus, dessen Fäuste sich krampfhaft ballten. „Er hat ein Band gefunden, um mein Herz zu fesseln!"

„Ist das Band, welches er für Dich gefunden hat," fragte Camille, indem sie ihre schönen Augen nach oben richtete, „eben so stark, wie die Kette, welche mich zu seiner Gefangenen macht?"

„Er hat mich an meinen unglücklichen Vater in Amerika erinnert," sagte Roland.

„Und mich an meinen Vater, der vor meinen Augen duldet," sagte Camille.

„Er steht ganz allein in dem fernen, fremden Lande — entkräftet bereits und gebrochen durch den Kummer — bittet Gott, ihn seinen Sohn sehen zu lassen, an den er sich noch immer erinnert, und den er liebt."

„Niedergebeugt durch seinen Sturz," sagte das junge Mädchen seinerseits, „ist er in wenigen Wochen um zwanzig Jahre älter geworden, — er ist von Verwandten umgeben, welche seine Feinde sind!"

„Was hat er Dir denn gesagt, Camille?"

„Wenn ich ihm meine Hand reichen wollte, so würde er meinem Vater sein Vermögen zurückgeben. — Und was hat er Dir gesagt?"

„Er hat mir gesagt, daß ich auf Dich verzichten solle, Camille. — Er hat mir gesagt, daß er zum Lohn für dieses Opfer meinen Vater zu einem reichen und glücklichen Manne machen wolle."

Sie weinten Beide und drückten einander die Hände.

„Was wirst Du antworten, Camille?“ fragte Roland endlich.

Ein Seufzer hob seine Brust.

Das junge Mädchen bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und fragte dagegen:

„Und Du, Roland, was wirst Du antworten?“

---

21. Ein Kapitel, in welchem von Liebe die Rede ist.

Man müßte ungerecht sein, wenn man den Einfluß leugnen wollte, welchen der Schlafrock auf die Literatur ausgeübt hat. Besonders in dem Roman hat dieses warme und bequeme Kleidungsstück eine beachtenswerthe Stellung errungen. Man muß ein Mann von großem Talent sein, um seinen Schlafrock gut darzustellen; es verlangt das nicht nur Stil, sondern auch noch gewisse specielle Kenntnisse, welche in das Bereich der Draperie- und Modewaaren-Händler einzugreifen scheinen. Daher sind verschiedene junge Leute bei dieser nicht leichten Unternehmung gescheitert. Man kann sagen, daß der Schlafrock der Prüfstein des Talents unserer Erzähler geworden ist. Wir haben sehr schöne gehabt, wir haben auch erträgliche gehabt; bei einigen ist sogar die Kühnheit ihrer Originalität bis zum Erhabenen getrieben.

Es gibt manchen Schlafrock, der in mehren Kapiteln Naht für Naht so beschrieben ist, daß er sicherlich die goldene Medaille auf der Gewerbe-Ausstellung, Abtheilung für Schneider-Arbeiten, verdient hätte. In unsern Tagen würde Boileau in

Prosa geschrieben haben, was ihm erlaubt hätte, zu sagen: „Ein Schlafrock ohne Fehler wiegt ein langes Gedicht auf."

Es gibt auch prachtvolle Schilderungen von orientalischen Pfeifen. Allein wir haben gegen uns selbst die Verpflichtung übernommen, weder die Pfeife, noch den Schlafrock des Herrn Peter Bristol zu beschreiben. Ueberdieß würde hier der Ort dazu nicht sein, denn Frau von Garennes befindet sich noch immer ganz allein in dem prachtvollen Salon des Dalai-Lama.

Seit langer Zeit wartete sie. Eine ungeordnete Fluth von Gedanken drängte in ihrem vom Fieber glühenden Kopfe durcheinander. Sie faßte Hoffnungen, welche wir dem Leser nicht sofort und ohne Vorbereitung mittheilen können, weil der Leser uns der Narrheit züchtigen würde; und dann wurde sie wieder von plötzlichen Befürchtuugen ergriffen, für die gar keine Gründe vorlagen.

Frau von Garennes hatte ein Ziel; ihr Handeln war auf eine Berechnung begründet. Es lag zu tief in ihrer Natur begründet, nichts dem Zufall zu überlassen, und was sie jetzt wagte, war das Resultat einer diplomatischen Arbeit. Aber die Diplomaten sind bisweilen eben so krank, wie alle übrigen Adamskinder, und können eben so gut den Kopf verlieren. Man hat das in der politischen Welt gesehen Dann entwickeln sich seltsame Combinationen, Alles wird vorbereitet, um in Europa das Oberste zu unterst zu kehren, und wenn Europa dennoch auf seiner Stelle bleibt, so hängt das von einem Haare ab. Allein dieses Haar, welches von den Heiden das Verhängniß genannt wurde, ist stärker, als alle Taue in der Welt.

Im ersten Augenblick war es der Schloßdame sehr willkommen gewesen, daß sie sich allein befand; sie bedurfte Zeit,

um sich zu sammeln und ein wenig Ordnung in das System von Angriffen und Paraden zu bringen, welche sie für den bevorstehenden Kampf vorbereitete. Ihr Blick schweifte in dem ganzen Saale umher, und alle Pracht desselben strahlte aus ihren Augen wieder.

„Das Alles würde mir gehören!“ dachte sie.

Sie setzte sich auf einen Divan, der sich einem großen Spiegel gegenüber befand, und brachte mehre Minuten damit zu, ihre Haltung zu studiren, einer Komödiantinn gleich, welche die Bühne betreten will. Die Falten ihres Kleides wurden nach allen Regeln der Kunst drapirt. Sie nahm ihre mit Blumen geschmückte Capote ab, um den Locken ihrer schönen blonden Haare die geziemende Rundung zu ertheilen, und setzte sie dann wieder auf. Sie wurde stolz und fühlte sich voll Muth, als sie das plötzliche Wiederaufblühen ihres Teints, das seltsame Feuer ihrer Augen sah. Der Salon war breit und der Spiegel fern; hätte sich die Schloßdame in größerer Nähe gesehen, so hätte sie vielleicht weniger Kraft gefühlt. Sie war an dem heutigen Abende schön; die Herstellung der Toilette war Justine vorzüglich gelungen; allein, wie wir bereits sagten, es lag in ihren Zügen etwas Drohendes und Unheimliches. In größerer Nähe würde die Schloßdame die von der Krankheit eingegrabenen Falten bemerkt haben; sie würde vielleicht auch die Verzweiflung bemerkt haben, welche hinter ihrem Lächeln lauerte, um sich in dem geeigneten Augenblick Bahn zu brechen.

„Er zögert lange!“ dachte sie, als die Pendule die erste verflossene Viertelstunde anzeigte.

Dann zog plötzlich ein Gedanke durch ihren Geist, den man in ihren Zügen hätte lesen können. Sie dachte nämlich:

„Vielleicht ist er hinter irgend einer Gardine verborgen und belauscht mich."

Und sie nahm eine noch anmuthigere Haltung an; sie gab ihrem Kopfe eine nachlässigere Neigung, während ihr Blick einen träumerischen Ausdruck zeigte. Auf eine oder die andere Weise Komödie spielen, lag vollkommen in dem Charakter der Frau von Garennes; was ihr nicht angehörte, das war nur der romanhaft alberne Gedanke, daß ein Mann hinter einer Draperie verborgen sein könne, um sie von Ferne zu bewundern. Dieser Gedanke entsprang aus dem Fieber, diesem gefühllosen Gleichmacher, welches gefallene Staatsmänner und dienstlose Thürsteher mit gleichen Träumen abmattet.

Als Frau von Garennes einige Zeit ganz vergebens ihre einladende Haltung beobachtet hatte, richtete sie sich entrüstet wieder empor.

„Als ich reich war, da mußten Andere auf mich warten!" sagte sie vor sich hin, ohne zu bedenken, daß sie damit ihren Wirth entschuldige und sich selbst verdamme.

Ein leichtes Geräusch ließ sich in einem angrenzenden Zimmer vernehmen; die Schloßdame erzitterte am ganzen Körper und ein flüchtiger Blitz erleuchtete in diesem Augenblick ihren Verstand. Aber sie sträubte sich gegen denselben und schloß ihre Augen, um nicht zu sehen.

„Nein, nein!" dachte sie; „diese Amerikaner sind ganz anders beschaffen, als andere Menschen. Alles, was bizarr ist, zieht sie an und fesselt sie. Es liegt nichts Ungewöhnliches in meiner Hoffnung."

Ein Thür-Vorhang wurde zur Seite geschoben, und Peter Bristol erschien auf der Schwelle. Er schritt langsam auf die

Schloßdame zu, und diese glaubte eine tiefe Rührung in seinen Zügen zu lesen. Die Schloßdame täuschte sich nicht. Peter Bristol war tief ergriffen, denn er hatte eben Roland und Camille verlassen. Dieser Abend sollte der feierlichste seines Lebens werden.

Peter Bristol verneigte sich auf eine höfliche, fast achtungsvolle Weise, was sonst bei den Amerikanern selten ist, und blieb dann steif und unbeweglich vor der Schloßdame stehen. Er betrachtete sie aufmerksam und dachte dabei:

„Sie ist sehr verändert! — Vielleicht habe ich mich geirrt —"

Frau von Garennes erhob ihre Augen gegen ihn, schlug sie aber schnell mit einer schlecht gespielten Blödigkeit wieder nieder. Peter Bristol zog die Brauen zusammen.

„Sie hat Böses gethan!" dachte er ferner. „Ich habe wenigstens das Recht, ihr Gewissen zu prüfen."

Ein Seufzer entfloh den Lippen der Schloßdame. Das war jedoch keine Verstellung, denn sie wartete mit großer Ungeduld.

„Meine Dame," sagte Peter Bristol mit sanfter, aber ernster Stimme zu ihr, „als Ihr Gemahl einst krank war und Sie es daher unternommen hatten, die Correspondenz mit mir zu führen, — da regte sich in mir der Wunsch, Europa zu besuchen."

„Was stand denn in jenem Briefe, mein Herr?" fragte Frau von Garennes, indem sie ein Lächeln versuchte.

Aber die Freude schnürte ihr das Herz zusammen, eine krankhafte und schmerzliche Freude. Doch schnell zeigte sich die Unwahrscheinlichkeit ihres schönen Traumes.

„Es stand nichts in demselben, meine Dame," antwortete der Amerikaner mit einer Wehmuth, deren Grund die Schloßdame nicht ahnte, „nichts als Ziffern und kaufmännische Ausdrücke. Verzeihen Sie, wenn ich bei meinen Worten die Zartheit der französischen Galanterie nicht beobachte. Bei uns, in Amerika, versteht man nur zu sagen, was man fühlt, was man will, was man darbietet — und das ist Alles."

Frau von Garennes hob ihre Blicke ein Wenig; sie sah, wie sich Peter Bristols glühendes Auge fest auf sie richtete. Sie fühlte Furcht, während sie sich zugleich freute, denn es schien ihr, als bemerke sie hinter jenen Flammen die Strenge eines richtenden Blickes.

„Sie antworten nicht!" sagte Peter Bristol.

„Was könnte ich antworten?" fragte Frau von Garennes. „Ich war nicht hierher gekommen, um Dergleichen zu hören."

„Ach!" rief der Banquier aus. „Sagen Sie die Wahrheit, meine Dame?"

„Mein Herr —"

„Wir müssen uns gegenseitig so nehmen, wie wir sind, und sprechen, wie wir zu sprechen gewohnt sind. — Ich frage Sie, ob Sie die Wahrheit sagen, meine Dame, — oder, um mich mit andern Worten auszudrücken, ich frage Sie, ob es nicht der Brief des Herrn von Luzerne war, welcher Sie entschied, hierher zu kommen?"

„Ich würde lügen, wenn ich das Gegentheil sagte."

„Herr von Luzerne liebte Sie hinreichend, um Ihnen jenen Brief aus eigenem Antriebe zu schreiben?"

„Er schrieb bisweilen an uns, als wir noch glücklich waren."

„Sie haben nicht geantwortet, meine Dame, und ich ändere daher die Worte meiner Frage nochmals. Haben Sie nicht errathen, daß ich jenen Brief hatte schreiben lassen?“

„Mein Herr, mein Herr!“ rief die Schloßdame unter allen Zeichen einer großen Verlegenheit aus; „ich beschwöre Sie, schonen Sie mich! ich bin verheirathet!“

„Es gibt manche Einrichtungen, welche für unsere Zeit nicht mehr passen,“ sagte der Banquier in ernstem Tone. „Wer weiß, wohin die neue Welt gehen wird! In dem Herzen Ihrer veralteten Zustände regen sich bereits kühne Geister und bereiten die Zukunft vor. Wie können Sie von mir, der ich aus einem in der Jugendkraft stehenden Lande bin, verlangen, daß ich vor Ihren bereits morschen und angefaulten Schranken zurückweichen soll? Wie können Sie verlangen, daß ich Ihre in Staub zerfallenden Abgötter anbeten soll?“

Er blickte einen Augenblick die Schloßdame schweigend an und fuhr dann mit leiserer Stimme fort:

„Von jenem Schreiben an, welches ganz von Ihrer Hand herrührte, habe ich dem Hause Garennes einen unbegrenzten Credit bewilligt.“

„Ich erinnere mich daran, mein Herr, aber ich erinnere mich auch an den unseligen Ausgang Ihres Vertrauens!“

Peter Bristol kreuzte die Arme über seiner Brust.

„Es ist ein den Kaufleuten aller Länder bekannter Grundsatz,“ sagte er langsam, „daß man die Valuten herabwürdigen muß, zu deren Herrn man sich machen will.“

„Und Sie wollten —“

„Ich liebe Sie, meine Dame, seit jenem Tage, an welchem

ich den von Ihrer Hand geschriebenen Brief an meine Lippen drückte."

Frau von Garennes erhob sich, wie erschreckt. Auch sie kreuzte die Arme über ihrer Brust und ihr entflammtes Auge nahm einen wahrhaft tragischen Ausdruck an.

Peter Bristol war in diesem Augenblick ein Schauspieler, welcher seine Rolle gut durchführte. Frau von Garennes war der ihrigen ebenfalls gewachsen. Die Begeisterung war bei ihr erwacht, und sie befand sich daher im Vortheile.

„So gibt es also ein Verhängniß!" rief sie mit bewunderns-würdigem Ausdruck aus; „jene langen Stunden der Qualen, des Märtyrthums, welches ich erlitten, während man mich nur der Last der Armuth erliegend glaubte, jene blutigen Thränen, die ich vergoß, haben den Zorn des Himmels noch nicht zu beugen vermocht! — Ich sollte in die tiefsten Tiefen des Unglücks versinken, sollte auch den Frieden meines Gewissens noch verlieren!"

Sie faltete ihre Hände. Peter Bristol betrachtete sie mit einem aufrichtigem Staunen. Solche Worte hatte er nicht erwartet.

„Fragen Sie," nahm die Schloßdame mit ergreifender Stimme wieder das Wort, „fragen Sie die, welche mich gekannt haben, ob ich nicht eine treue Gattinn gewesen bin. — Es ist wahr, ich liebte meinen Mann nicht, aber ich war ihm dennoch stets treu. — Ich war noch sehr jung, fast ein Kind, als ich ihn heirathete; ich wußte noch nichts, hatte nie an die Zukunft gedacht, als unerwartet ein Mann vor mich hintrat. Man zeigte ihn mir unter einer romanhaften Außenseite; er bat um Gastfreundschaft im Schlosse; ich sah ihn; ich fühlte, daß eine Un-

heil bringende Krisis mein Leben bedrohe. — Ich entfernte mich von ihm, ich zeigte mich hart gegen ihn, ließ ihn Verachtung fühlen, so wie ich während des Familienrathes Härte und Verachtung gegen Sie zeigte. — O! man muß mich von einem höhern Standpunkte aus beurtheilen," unterbrach sie sich dann, indem sie sich emporrichtete; „was kümmerte es mich, ob Sie der reiche Peter Bristol oder dessen armer Commis wären? — Ich habe gegen Sie gekämpft, ich habe gegen meinen Mann gekämpft bis zu dessen letzter Stunde, — und jetzt ist mir Alles in dieser Welt gleichgiltig."

Sie sank auf den Divan zurück und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Peter Bristols Züge drückten eine mit Staunen gemischte Verlegenheit aus. Das war keineswegs diejenige Leidenschaft, welche er zu finden geglaubt hatte.

Die Menschen entschuldigen fast immer diejenigen Fehler, denen sie unterworfen sind.

Peter Bristol durchmaß mit großen Schritten das Zimmer.

In diesem Augenblick vergaß er seine Rolle als Liebhaber vollkommen. Es ist außer Zweifel, daß Don Juan, und wäre er Bürger der vereinigten Staaten geworden, nach einem solchen Bekenntniß, wie das der Frau von Garennes gewesen war, nicht im Salon auf und ab gewandert sein, die Brauen zusammen gezogen und die Hände auf den Rücken gelegt haben würde. Aber vielleicht gehen die Banquiers von Boston bei ihren Liebes-Erklärungen auf solche Weise zu Werke.

Die Aufregung Peter Bristols wurde durch seine Promenade nicht gemindert. Je länger er ging, desto größer wurde seine Befangenheit, und wir wissen nicht, wie viele Meilen er

auf dem Teppich zurückgelegt haben würde, hätte ihn nicht ein kleines Ereigniß plötzlich zum Stehen gebracht.

Der Salon war achteckig, und jede Seite war mit einem großen Spiegel versehen. An einem gewöhnlichen Tage hätte die Schloßdame gewiß diese Bemerkung gemacht; aber heute hatte sie ihre Blicke nur nach ihrem Ziel gerichtet, und ihr Ziel blendete sie, gleich den Strahlen der Sonne. Peter Bristol sah während seiner Promenade plötzlich das von einem Spiegel zurückgestrahlte Bild der Frau von Garennes vor sich. Das arme Opfer einer unwiderstehlichen Liebe! Peter Bristol war eben im Zuge, Unterschiede aufzustellen zwischen den Verbrechen, welche man bestrafen, und denen, welche man beklagen muß. Die kleine Rede der Schloßdame hatte mit besonderm Glück eine Uebersicht der Lage gegeben; diese kleine Rede enthielt eine Antwort auf Alles; sie erklärte selbst die Härte der Frau von Garennes gegen ihren Neffen Roland. Es war nicht Roland, welchen die unglückliche Frau verfolgt hatte, sondern der Mann, welcher Roland vertheidigte, den zu lieben sie sich fürchtete.

Es blieb nur noch ihr Verhältniß zu Mama Richard zu erklären; aber es ist erlaubt, eine Kleinigkeit zu übersehen, und Peter Bristol dachte nicht an Mama Richard. Er war gefangen, davon war er überzeugt; kaum wagte er einen schüchternen Blick auf den Spiegel zu werfen, der ihm sein Opfer zeigte. Wir müssen dieses Wort wiederholen, um den moralischen Zustand des guten Peter Bristol zu zeigen, der von Gewissenspein gequält wurde.

Dennoch blickte er ein Wenig und verstohlen nach dem Spiegelbilde; er sah sein Opfer und glaubte zu träumen; sein Opfer folgte ihm mit unruhigen und verlangenden Blicken, ei-

ner lüsternen Katze gleich, welche einen Vogel beschleicht. Peter Bristol kehrte um; die Schloßdame hatte die Haltung einer Madonna wieder angenommen, und ihre Augen waren so tief gesenkt, daß die langen Wimpern die Wangen berührten. Peter Bristols Stirn wurde bleich, aber er lächelte, und sein Athem hob seine Brust kräftig.

„Meine Dame," sagte er, indem er vor Frau von Garennes stehen blieb; „ich sehe, daß mein Benehmen Sie in Staunen setzt. — Ich befürchte, daß Ihnen dasselbe mißfalle. — Ich sollte in diesem Augenblick vor Ihnen auf den Knieen liegen."

Frau von Garennes schüttelte langsam den Kopf.

„Zweifeln Sie nicht an mir," versetzte Peter Bristol, dessen eisig kalte Stimme in der That einen Widerspruch bildete mit der Wärme seiner Betheuerungen. „Ich würde diesen Augenblick mit meinem ganzen Vermögen bezahlt haben! Wenn das Benehmen der Amerikaner ein kaltes ist, meine Dame, so ist dennoch das Herz derselben ein glühendes."

„Ich weiß es schon," sagte die unvergleichliche Julie, „daß Sie wenig sprechen, aber viel handeln."

Der Amerikaner that, als fühlte er den Sporn; er ergriff die Hand der Schloßdame und sagte dabei:

„Wir haben fünf Stunden nöthig, um Boulogne zu erreichen; noch fünf Stunden, und wir sind in London. Wollen Sie mit mir kommen?"

„Eine Entführung!" sagte Frau von Garennes halblaut.

Wir vermögen die Betonung nicht zu schildern, welche sie auf dieses Wort legte. Ihre Augen öffneten sich weit, und sie blickte ihren Verführer fest an. Peter Bristol war noch nicht zu Ende mit seinem Staunen.

„In England," sagte sie mit leiser, aber scharf betonter Stimme, „kann man sich ohne Legitimations-Papiere verheirathen. — Ich bitte Sie, mein Herr, mich nicht zu unterbrechen. — Sie sprachen eben erst von Vorurtheilen, welche Sie nicht besäßen; Ihre Ansichten sind in dieser Beziehung auch die meinigen. — Die Ehe ist nichts, als eine sociale Institution, und vergebens befrage ich mein Gewissen, ich fühle keine Unruhe in demselben. — Wohl aber ist die Ehe etwas, wenn wir sie von dem Standpunkte des Weibes aus betrachten, welches isolirt und ohne Stütze dasteht und seine ganze Zukunft einem Andern anvertraut."

„So haben Sie also kein Vertrauen zu meiner Liebe?" fragte Peter Bristol.

„Wohl ist ferner die Ehe etwas," fuhr die Schloßdame fort, anstatt zu antworten, „wenn wir sie von dem äußern Gesichtspunkte der Welt betrachten. Sie soll mir ein Wenig Bürgschaft und viel Schmuck gewähren. — Ich war hier eine verehelichte Frau und will anderwärts nicht tiefer stehen."

„Sie wissen aber, daß das Gesetz —" unterbrach Peter Bristol die Sprechende.

„Wir werden auf einer andern Halbkugel sein," fiel die Schloßdame ihm in das Wort, „und Sie sind reich genug, um das Gesetz blind zu machen. — Das Verbrechen, wenn es ein Verbrechen ist, wird nur zwischen Gott und uns sein. Ich liebe Sie aber hinreichend, um Gott zu trotzen."

Peter Bristol wurde von einem Schauder überlaufen, als er diese mit kaltem Munde ausgesprochene Lästerung vernahm.

„Es gibt kein zweites Weib, wie Sie, in der Welt," sagte er. „Erwarten Sie mich, ich bitte Sie darum."

Er verneigte sich und ging eilig.

Frau von Garennes richtete sich stolz empor. Triumph leuchtete aus ihren Augen; sie war stark, sie war geheilt; ihre Jugend kehrte zurück bei diesem entscheidenden Sieg.

„Hundert Mal reicher, als vor meinem Falle!“ rief sie aus; „das weite Meer zwischen mir und gehässigen Erinnerungen! — Dieser Mann vermag es nicht einmal zu sagen, wie sehr er liebt. Ich werde ihn unterjochen, werde ihn zu meinem Sklaven machen. — O! ich werde noch ein langes Leben vor mir haben, werde reich und glücklich sein, wie eine Königinn!“

Sie blickte nach der Thür; sie erwartete Peter Bristol in Reisekleidung, einen Mantelsack in der Hand. Peter Bristol war wenige Schritte von ihr, und bei ihm befanden sich Vauthier und der wackere Freitag.

„Sie sind krank?“ fragte Vauthier. „Noch nie sah ich Sie so bleich!“

„Ja,“ antwortete der Amerikaner, ohne zu wissen, daß er sprach; „ich bin krank.“

Dann sagte er:

„Freitag, hole meine Rasirmesser!“

In Gedanken setzte er hinzu, während er vom stärksten Schauder ergriffen wurde:

„Ich habe den Teufel gesehen!“

„Soll ich einen Arzt holen?“ fragte Vauthier.

„Nein, nein,“ antwortete Peter Bristol, indem er zu lächeln versuchte, „das wird von selbst vergehen.“

Er näherte sich seiner Toilette und badete seinen Kopf zu wiederholten Malen in kaltem Wasser.

„Den Teufel!" wiederholte er, verfolgt von dem Gedanken an sein Opfer; „ich habe den Teufel gesehen!"

„Die Richarde sind angekommen," sagte Vauthier. „Die alte Dame und Herr von Garennes warten beide in dem Vorzimmer."

Peter Bristol schien sich plötzlich zu besinnen.

„Haben die jungen Leute, welche ich in meinem Zimmer ließ, nichts für mich abgegeben?" fragte er.

„Wußte ich doch, daß ich etwas vergessen hatte!" rief Vauthier aus und fuhr mit der Hand in die Tasche. „Als ich Ihre verstörten Züge sah, schwand mir Alles aus dem Gedächtniß. — Hier sind zwei Briefe."

Peter Bristol ergriff dieselben rasch. Seine Hände zitterten, als er sie öffnete.

„Von Roland," sagte er; „der arme Junge! — er geht ein. — Von Camille — Sie geht auch ein!"

„Nun! Principal," sagte Vauthier, „und darüber weinen Sie?"

„Roland schreibt: „Um meines Vaters willen —" stammelte der Amerikaner, indem er seine Augen trocknete. „Camille schreibt ebenfalls: „Um meines Vaters willen!" — Ich danke Gott, daß das liebe Kind nicht die Tochter jenes Weibes ist!"

Vauthier suchte zu verstehen, allein er war hundert Meilen von dem Schlüssel des Räthsels entfernt.

In dem Augenblick, als Freitag mit den Rasirmessern eintrat, setzte sich Peter Bristol und band sein Halstuch ab.

„Schere mir den Bart ab," sagte er.

Der Neger war sonst nicht gewohnt, Einreden zu machen,

oder viel zu plaudern, aber er wich dennoch drei Schritte zurück, indem er ausrief:

„O, Massa, man wird Sie nicht wieder erkennen!"

„Das ist es vielleicht, was er will," sagte Vauthier.

Peter Bristol hörte diese Bemerkung und lächelte.

„Du irrst," sagte er; „ich beabsichtige gerade das Gegentheil. — Wohlan, Freitag, an das Werk!"

Der Neger zog eins der Rasirmesser auf seiner Hand ab.

„Vauthier," gebot Peter Bristol, „laß die Thüren des Salons öffnen, damit Jedermann eintrete: die Familie Garennes, die Richarde und alle Uebrigen!"

Das Rasirmesser des Negers tönte und sichelte den dichten Bart ab. Einen Augenblick später waren die Wangen Peter Bristols glatt und weiß, wie die einer Jungfrau. Er betrachtete sich in dem Spiegel und sagte lächelnd:

„Der verteufelte Vauthier hat Recht; kaum erkenne ich selbst mich wieder."

Freitag hob den Bart von dem Fußboden auf, um ihn heilig aufzuheben.

„Sie sind Alle im Salon," sagte Vauthier, der jetzt zurückkehrte. „Wenn nur die Menschenfresser von dem Stamme Richard die armen Garennes nicht auffressen!"

---

22. Der Emporkömmling.

Nur eine einzige Lampe erleuchtete in diesem Augenblick den Salon des Herrn Peter Bristol, und diese eine Lampe stand unfern von dem Divan, auf welchem Frau von Garennes saß, welche dadurch noch mehr hervorgehoben wurde. Ihre stattliche Toilette und die außerordentliche Aufregung ihrer Züge mußten Jedem sogleich auffallen, der in den Salon trat.

Und es traten gar Viele ein. Da kamen zunächst alle Richarde vollzählig an: nicht ein Einziger fehlte. Die Anziehungskraft, welche das Vermögen des amerikanischen Banquiers auf sie ausübte, grenzte an das Wunderbare. Außer dem Stamme Richard wurden auch noch einige Gläubiger des Herrn von Garennes hereingeführt, so wie die Familie Garennes selbst. Man konnte dabei einen wunderbaren Umstand bemerken. Die armen Garennes hielten sich abseits, so weit wie möglich von jener reich geschmückten Frau, die ihnen doch so nahe stand. Herr von Garennes trat ein, indem er seiner alten Mutter den Arm reichte und den beiden jungen Leuten voran ging, deren Augen von Thränen geröthet waren. Die Schloßdame saß noch immer auf dem Divan und schaute in dem Salon umher, der sich von

Minute zu Minute mehr füllte. Ihr Blick war ein stolzer und fast spöttischer. Die Richarde begannen von Neuem vor ihr zu zittern. Hätten sie dieselbe so wieder gefunden, wie sie erwartet hatten, dehmüthig, besiegt, von der Armuth erdrückt, so würden sie ihr die Füße auf die Stirn gesetzt haben, denn so ist es Gesetz; allein sie fanden sie zum Kriege gerüstet und wurden daher von Unruhe ergriffen, da sie wußten, daß sie alles Möglichen fähig sei.

Warum war sie da? Warum vereinigte sie sich nicht mit ihrem Manne, ihrer Tochter, ihrer Schwiegermutter? Warum dieser an Unschicklichkeit streifende Gegensatz zwischen dem armseligen Aussehen der übrigen Familien-Mitglieder und dem so unerwartet von der Schloßdame entfalteten Pomp?

Man durfte hoffen, etwas Außergewöhnliches zu sehen: alle Anwesenden machten sich darauf gefaßt. Diejenigen, welche Phantasie besaßen, suchten den Ausgang dieses Dramas zu errathen. Der weibliche Theil des Stammes Richard hatte gleichsam eine unklare Ahnung der Wahrheit; die Frauen sind in solchen Dingen sehr stark, weil sie nie von den Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen zurückgehalten werden. Tante Noton, Sophie von Baliveaux, Frau von Jardins und Massonneau die Aeltere hatten zu gleicher Zeit dieselbe Meinung. Diese Meinung entwickelte sich in ihrem Geiste, wie ein Champignon, und zwar um so schneller, je alberner sie war. Diese Damen stellten sich nämlich eine Art scheußlichen Vertrags vor, durch welchen Herr von Garennes seine Frau an Peter Bristol abgetreten habe, und fanden eine solche Sache ganz einfach und nichts dagegen einzuwenden.

„Man hätte doch," bemerkte Frau von Jardins nur, da sie

ein sehr feines Anstands-Gefühl besaß, „man hätte doch der Sache ein Mäntelchen überwerfen können."

„Was denn für einer Sache?" fragte Schatz neugierig.

Augusta, Sophie und Noton lächelten mit einander und stießen sich mit den Ellbogen an, während Frau von Jardins die unschuldige Stirn ihres Schatz küßte und dabei sagte:

„Du würdest das doch nicht verstehen, denn Du bist noch rein, wie die Engel im Himmel!"

Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß Klein-Mütterchen ein Wenig Blaustrumpf war. Schatz verzog den Mund; ihre engelgleiche Reinheit war ihr lästig, und lieber hätte sie gewußt.

Die Herren ließen sich in die prachtvollen Armstühlen nieder und hatten nur für die Schloßdame Augen. Niemand kümmerte sich um Herrn von Garennes, der kindisch geworden war, um Mama Richard und die beiden jungen Leute. Ich weiß nicht, ob man ihnen auch nur das einfache „Guten Abend" geschenkt hatte, welches unwillkürlich den Lippen entfährt, weil es zur Gewohnheit geworden ist. Nur Schatz, das liebe kleine Herz, wäre gern zur der kleinen Cousine geeilt, um ihr frisches und neues seidenes Kleid neben dem Kattunkleide derselben zu zeigen; aber Frau von Jardins fand das nicht schicklich, und ihr Gemahl bekräftigte ihr Widerstreben durch ein außerordentlich peremptorisches „Positiv!"

„Das ist mir Alles gleich," sagte Herr von Taillis; „Sapperment! ich spreche hier so offen und frei, wie nur irgendwo!"

„Wenn der Dalai-Lama nicht zugegen ist," bemerkte Trockenbrot.

„Versuche nur zu beißen, Du arme Natter ohne Zähne,"

erwiederte der Viehzüchter; „Du hast keinen Pfennig mehr, und ich bezahle noch immer meine viertausend Franken Steuer an den Einnehmer von Vire. — Ich sagte also, daß mir blaublümerant vor den Augen wird, wenn ich diese Frau sehe, die wie ein Pfingstochse geschmückt ist. — Herr von Garennes hatte wenigstens sein Gutes!"

„Ich denke," sagte Gueret kalt, „daß man uns nicht umsonst hierher berufen haben wird."

Die Thür öffnete sich; Alle erhoben sich schnell. Aber es war nur der gute Luzerne, der mit einer mehr als flatterhaften Miene eintrat.

„Darf ich meinen Augen trauen!" rief er aus und setzte sein Lorgnon auf die Nase; „alle unsere Verwandten in diesem prachtvollen Asyl versammelt! Guten Abend, meine alte Massonneau, Du auch da? Denkt Euch, daß man mich von einem kleinen, aber sehr feinen Souper hat abrufen lassen, an welchem ich theilnahm. Sechs Couverts von verschiedenen und wohl assortirten Geschlechtern. — Sei gegrüßt, Gelbhaar; man hat eine neue chemische Erfindung gemacht, den Flachs in der Faser zu färben. — Ehrwürdiger Jardins, ich bringe Dir die Huldigung meiner innigsten Gefühle dar."

„Liebe Frau," sagte Massonneau der Aeltere der Dame Augusta in das Ohr, „ist es nicht Deine Meinung, daß Luzerne zu viel getrunken hat?"

Augusta verstand sich darauf. Sie nickte ihrem Manne bejahend zu.

Frau von Jardins verlor keine Gelegenheit, die vortreffliche Erziehung ihrer Tochter noch mehr zu vervollständigen.

„Schatz," sagte sie, „die Spartaner zeigten ihren Söhnen

betrunkene Sklaven, um ihnen einen Abscheu gegen den Trunk beizubringen. — Blicke Du diesen Mann an."

Schatz antwortete:

„Es ist drollig, aber gewiß, daß meine Tante Noton in Sparta lieber Sklav gewesen wäre!"

„Hänge Dich auf, Luzerne!" rief Jardins begeistert. „Obgleich erst sechzehn Jahr alt, hat meine Tochter bereits ein Wort gesagt, das geistreicher ist, als alle Calembourgs des Marquis von Bièvre."

„Sicherlich und gewiß?" fragte Luzerne. „Der Marquis von Bièvre ist alt, wie Herodes und lebte vor der Sündfluth. Ich aber mache wöchentlich zweihundert Calembourgs; alle, über welche in unsern Vaudevillen gelacht wird, sind von mir; die Verfasser stehlen mir dieselben, allein das ist mir gleich."

Der liebenswürdige Lebemann durchschritt eben die Menge der Richarde mit sehr unsichern Schritten, als seine Augen auf Frau von Garennes fielen. Er betrachtete sie zwei Secunden lang und eilte dann auf sie zu, indem er von ganzem Herzen lachte.

„Alle Wetter!" rief er aus, indem er zu ihr trat; „mein Brief hat seine Wirkung hervorgebracht: guten Abend, Cousine!"

Frau von Garennes begrüßte ihn mit großen Förmlichkeiten.

„Donner und Doria!" fuhr dann Luzerne fort, der während des Sprechens immer benebelter wurde; „wir haben unsere königlichen Manieren nicht verloren. — Majestät, Sie sind noch ziemlich gut bedeckt!"

Die Augen Aller richteten sich nach dem Sofa. Diese

Scene ergötzte die Richarde ungemein. Man bemerkte nicht, daß eine Thür geräuschlos in der Nähe der Ecke geöffnet wurde, in welcher sich die Familie Garennes ganz ruhig verhielt. Ein Mann trat unbemerkt ein und blieb auf der Schwelle stehen.

„Sagen Sie einmal Cousine," nahm in diesem Augenblick Luzerne wieder das Wort, „wissen Sie auch, daß Ihre Augen einen wunderlichen Blick besitzen? — Haben Sie ebenfalls gut zu Abend gespeist?"

Der Stamm Richard lachte laut auf. Man prüfte Frau von Garennes aufmerksamer, und der wunderliche Ausdruck, welcher in ihren Zügen lag, überraschte Alle zu gleicher Zeit.

„Das wäre nicht unmöglich," sagte liebevoll die Tante Noton, welche indeß noch den Caschmir auf den Schultern hatte; „an jenem letzten Tage hielt sie mich bei Tische zurück, nachdem Alle gegangen waren. — Sie hatte Anlagen —"

„Aber sehen Sie nur," unterbrach Luzerne die Sprechende, „sehen Sie nur, mit welchen Augen die Cousine mich anblickt! Man könnte Angst bekommen."

Die starren und weit geöffneten Augen der Schloßdame waren in der That gegen ihn gerichtet.

„Mein Herr," sagte sie in einem kurzen und hochmüthigen Tone, „Sie haben mir in der That einen Dienst geleistet, indem Sie mir jenen Brief schrieben. — Es fällt mir nicht ein, das zu leugnen, und bevor ich abreise, werde ich Ihnen Beweise meines Edelmuths geben."

„Was singt sie da?" fragte Luzerne. „Ehe sie abreist?"

Noton, Sophie und Madame Augusta hörten aufmerksam zu.

„Wo wollen Sie denn hinreisen, Cousine?“ fragte der größte Lebemann unter den Richarden.

Frau von Garennes veränderte ihre Farbe. Man hätte meinen sollen, daß sie einen entflohenen Gedanken zurückzurufen suche. Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn und fragte, indem sie mit sich selbst sprach:

„Warum hat er alle diese Leute eintreten lassen?“

Luzerne drehte sich auf dem Absatze um.

„Es war gar nicht übel, daß Sie erst einen Schluck tranken, um sich Muth zu machen,“ sagte er in dem Tone eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist; „allein Sie haben das Maß überschritten, Cousine. — Tante Noton würde sich nicht in einen solchen Zustand versetzen.“

Garennes wurde in seiner Ecke leichenblaß und seine Hände ballten sich krampfhaft auf seinen Knieen.

„Sie führt meinen Namen,“ sagte er zu Mama Richard, die ihn zu besänftigen suchte. „Ich kann sie nicht in solcher Weise beleidigen lassen.“

„Sagen Sie ein Wort, mein Oheim,“ rief Roland, dessen Zorn überwallte, „und ich werde den albernen Schuft zum Fenster hinaus werfen!“

Der Mann, welcher hinter ihnen in der Thür stand, hatte mit Ruhe den Auftritt zwischen Luzerne und der Schloßdame angehört. Wider seinen Willen schien sein Blick gegen Mama Richard hingezogen, deren Antlitz er wegen der Flügel ihres bäuerischen Kopfputzes nicht sehen konnte. Zwei oder drei Mal hatte er vortreten zu wollen geschienen, aber stets hatte er seine Regungen wieder bezwungen.

Roland war schon bereit, dem Worte die That zu verbin-

den, und trat einen Schritt vor, ohne die Antwort des Herrn von Garennes zu erwarten. Er fühlte eine Hand, welche ihn kräftig zurückhielt.

„Du hättest mich allein hergehen lassen sollen," sagte in diesem Augenblick die alte Mutter; „mich hätten sie demüthigen können, so lange sie wollten, denn ich bin gewohnt, zu dulden."

Sie erbebte und stieß einen Schrei aus. Jemand hatte ihren Kopf mit vollen Händen von hinten ergriffen und küßte sie in einer Art von Wahnsinn.

„Was machst Du, Roland?" fragte sie erstaunt; „vergißt Du den Ort, wo wir sind?"

Aber man küßte sie noch immer; sie konnte sich nicht umwenden.

„Er hat den Verstand verloren!" sagte die gute Frau betrübt.

Das Küssen hörte nicht auf.

Die Richarde versuchten, zu sehen, aber sie vermochten die Einzelheiten dieser Scene nicht zu unterscheiden, weil die Familie Garennes sich im Dunkel befand. Herr von Garennes hatte sich übrigens zitternd erhoben; Camille und Roland standen vor der Großmutter und entzogen sie noch mehr den Blicken der Uebrigen. Sie waren beide bis zu einem gewissen Grade von Herzensangst aufgeregt, und eine Ahnung ließ ihre Herzen erbeben

„Das ist Roland nicht!" sagte die alte Frau bestürzt, als sie jetzt ihren Enkel vor sich stehen sah. „Aber nur Roland kann mich so küssen — nur Roland und — e r!"

Sie befreite sich mit einer äußersten Anstrengung; sie erblickte hinter sich einen Mann, der vor ihr auf die Kniee sank.

„Jean! mein Sohn Jean!" rief sie laut aus.

Sie warf sich auf ihn und sagte, während sie ihn küßte:

„Ich habe meinen Sohn Jean wiedergesehen! — Mein Gott, ich kann nun zufrieden sterben!“

Es entstand eine tiefe Stille in dem Salon. Eine Art von elektrischem Schlag traf alle Richarde. Die Schloßdame erhob sich und blieb dann regungslos stehen. Roland wagte nicht zu glauben, was er hörte. Herr von Garennes ließ sein Haupt auf die Brust sinken und wich instinktmäßig zurück, als hätte er zwischen den beiden jungen Leuten Schutz suchen wollen.

„Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!“ wiederholte Mama Richard, wie eine Närrinn; „Thomas, es ist ja Dein Bruder! — O, Du hast ihn recht lieb, meinen Jean, nicht wahr?“

Jean zog Roland an sein Herz und hielt ihn mit seiner Mutter zugleich umarmt.

Ein Gemurmel entstand an dem andern Ende des Salons und wurde schnell lauter. Die Richarde setzten sich gleich einer Armee in Bewegung Bis jetzt hatte bei ihnen nur eine unaussprechliche Ueberraschung geherrscht; man hörte von allen Seiten den Namen Jean und den bekannten Spitznamen Thunichtgut. Das erste Wort, welches der Thunichtgut Jean aussprach, war das Wort Mutter, das er mit Küssen begleitete. Jeder horchte auf bei diesem Worte.

„Wer hat denn gesprochen?“ fragte man.

Und neugierige Köpfe drängten sich an einander, während der kühnere Luzerne sich der Lampe bemächtigte, um die Familie Garennes zu beleuchten. Als die Schloßdame die Stimme Jean Richards gehört hatte, ging sie durch den ganzen Salon, indem sie die Richarde zur Linken und zur Rechten auseinander schob. So gelangte sie zuerst zu der Gruppe, welche aus der alten

Frau, Roland und Jean Thunichtgut bestand. In diesem Augenblick wurde das Antlitz Jean Richards von dem Scheine der von Luzerne gehaltenen Lampe hell erleuchtet. Die Schloßdame fuhr mit der Hand nach ihrer Stirn, als wäre sie von einem heftigen Schlage getroffen.

„Peter Bristol!" sagte sie.

Dann sank sie wie todt zu Boden.

„Peter Bristol!" wiederholte der Chor der Richarde.

Roland und sein Oheim ergriffen die Ohnmächtige, um sie auf einen Stuhl zu setzen. Camille ließ sie Riechsalz einathmen. Sie gab kein Lebenszeichen; sie war von einem Blitze niedergeschmettert. Jean Richard, der Bruder ihres Gatten, war es, dem sie eben erst die Bodenlosigkeit ihres Gewissens gezeigt hatte!

Wir haben nicht nöthig, zu bemerken, daß sich die Richarde nicht weiter um sie bekümmerten.

„Alle Wetter! ja!" rief Luzerne zuerst, „es ist Peter Bristol ohne Bart! — Und es ist unser Vetter Jean! — Wie geht es, Vetter Jean?"

Der Rest des Stammes, welcher noch nicht zu Abend gespeist hatte, vermochte es nicht, die Sache von einer so heitern Seite aufzufassen. Die Damen spielten wüthend mit ihren Fächern; die Männer suchten vergebens eine feste Haltung zu erringen. Einige hatten versucht, Zweifel zu erheben, allein es gibt Leute, die wenig altern, und der Thunichtgut gehörte zu der Zahl derselben. Seit er seinen Bart abgeschnitten hatte, konnte man nicht mehr zweifeln: es war bestimmt Jean Richard, wie seine Vettern nun sämmtlich erkannten.

Jean Richard, der sich Peter Bristol nannte; Jean Richard, der ein dreißig- oder vierzigfacher Millionair war; Jean Richard, der Comtoire in Indien, auf den Antillen, in Afrika, in China und selbst bei dem Iman von Maskate hatte!

„Meine Liebe," flüsterte Noton in Augusta's Ohr, „diese Julie hat stets mehr Geist, als die Andern, gehabt. — Es blieb ihr nur Eins übrig, nämlich ohnmächtig zu werden."

„Sapperment!" brummte Taillis, „diese Geschichte verdreht mir den Kopf!"

Der kleine Wittwer erhob seine gelben Haare, Massonneau achtete, ob ihm seine Frau keinen Wink gebe, kurz, Jeder sagte sich, daß dieser erste Augenblick der entscheidende sei, und der Glücklichste oder am besten Inspirirte mit einem Schlage die verlorne Stellung wieder gewinnen würde.

„Jean!" rief der Künstler, dem es gelungen war, sich vorzudrängen, „ich habe keine Kinder und sammelte meine geringen Ersparnisse für Dich — Erinnerst Du Dich noch, daß ich Dir früher manchen Dreier und Sechser gegeben habe?"

Das war gar nicht übel angebracht, und der Dalai-Lama lächelte. Hätte der Stamm Richard den Künstler in diesem Augenblick erwürgen können, so würde er das gethan haben. Wie viel Reue entwickelte sich jetzt! Wenn nur jedes Mitglied den guten Gedanken gehabt hätte, dem Stephen Williams einen oder ein paar Louis für den Thunichtgut zu geben! Aber nein, nur Beleidigungen hatte man für denselben gehabt!

„Der Spaßvogel von einem Künstler!" lachte Luzerne. „Sie hatten gewiß diese fette Erbschaft nicht erwartet, mein Vetter Jean?"

Er war berauscht, wagte aber dennoch den Dalai-Lama nicht zu dutzen.

„Versuche doch, Dich an ihn zu drängen," ermahnte die ehemalige Titine ihren unschuldigen Mann. „Wir waren von gleichem Alter, und ich gab ihm oft die Abfälle von meinen Aepfeln."

Massonneau der Aeltere flog wie ein Pfeil ab; allein ihm kam die Familie Jardins zuvor, welche feierlich die Reihen durchschritt und sich zwischen die Garennes stellte.

„Mein lieber und guter Vetter," sagte Klein-Mütterchen mit Keckheit, „wir, mein Mann und ich, suchten schon seit mehren Tagen eine Gelegenheit, Ihnen ein Andenken nach Amerika zu senden."

„Ha! die Spitzbübinn!" sagte Noton wüthend.

„Wir hatten für Wahrheit angenommen," fuhr Frau von Jardins fort, „was man uns von Ihrem vorgeblichen Elende gesagt hatte, und würden unser ganzes bisheriges Leben der Lüge gestraft haben, hätten wir einem armen Verwandten nicht zu Hilfe kommen wollen."

„So ist es!" fügte Herr von Jardins hinzu, betäubt durch die Beredsamkeit seiner Frau.

„Tritt vor, Schatz," sagte dann Klein-Mütterchen, indem sie ihrer Stimme eine honigsüße Betonung gab.

Schatz trat schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, ein Päckchen in der Hand vor.

„Erlauben Sie," sagte sie, „daß ich an diesem Tage zu Ihren Füßen diese Huldigung niederlege."

„Diese aufrichtige Huldigung," verbesserte Frau von Jardins.

„Diese aufrichtige Huldigung," wiederholte Schatz.

Die Redensart von dem „vor die Füße legen" war um so geeigneter, als die Gabe in Pantoffeln bestand, in Pantoffeln, welche für den armen Herrn von Garennes begonnen waren!

Gestehen müssen wir, daß Jean Richard nicht viel auf die Anstrengungen achtete, welche der Stamm machte, um sein Herz wieder zu gewinnen. Er hielt fortwährend mit einer Hand die Hand seiner Mutter, und seine Blicke suchten seinen Bruder und Roland, welche mit der Schloßdame beschäftigt waren. Er nahm das Päckchen hin, welches Schatz ihm darbot, und dankte ihm mit einem Kopfnicken, während sich ein anhaltendes Gemurmel in den Reihen des Stammes vernehmen ließ.

„Diese lumpigen Schlumpen werden dem kleinen Ungeheuer eine Mitgift von vier- bis fünfhunderttausend Franken einbringen!" sagte Sophie von Baliveaux.

Die Stimme der Frau von Garennes erhob sich mit einem Male, war aber so verändert, daß sie von Vielen nicht wieder erkannt wurde.

„Zeigt mich nicht an!" sagte sie im Tone der Herzensangst, „zeigt mich nicht an, ich bitte Euch darum!"

Man sah, wie sie sich gegen ihren Mann und Roland sträubte. Bald entfloh sie denselben, bahnte sich einen Weg durch das Gedränge und stellte sich hinter den Stuhl der Mama Richard. Ihre schwache und keuchende Stimme wiederholte:

„Zeigt mich nicht an! — Zeigt mich nicht an!"

Jeder Anwesende fühlte das Blut in seinen Adern gestarren, denn Jeder errieth. Das Schweigen, welches entstand, hatte etwas Feierliches.

Herr von Garennes war seiner Frau nachgeeilt und sah sich jetzt seinem Bruder Jean Richard gegenüber.

Wollt Ihr Euch denn nicht umarmen, meine Kinder?“ fragte die alte Frau, die in ihrem Glück unersättlich war.

Jean Richard öffnete zuerst seine Arme; Garennes, dem schwere Thränen in den Augen perlten, wollte sich in dieselben stürzen, als die Schloßdame plötzlich aus ihrem Versteck hervorsprang und sich zwischen die beiden Brüder stellte. Sie betrachtete beide abwechselnd. Ihr ganzes Blut stieg nach ihrem Gesichte, und dann wurden ihre Wangen wieder leichenblaß.

„Zeigt mich nicht an!“ rief sie abermals.

Dann ergriff sie die Arme der beiden Brüder und sagte in vertrautem Tone:

„Man würde mich in das Gefängniß werfen, weil ich zwei Männer habe.“

Jean wandte sein Gesicht ab; Garennes schlug die Augen nieder.

„Zwei Männer,“ fuhr die Wahnsinnige fort, während sie ein Lächeln auf ihre gewelkten Lippen zu rufen versuchte; „den einen hier, den andern in Amerika, — Sie sind Brüder. — Ich liebe sie beide nicht.“

Nach diesen letzten Worten brach sie plötzlich in ein lautes und krampfhaftes Gelächter aus. Darauf erschlafften ihre Züge und Garennes war genöthigt, sie mit seinen Armen zu unterstützen.

„Gott hat ihre Bestrafung übernommen!“ sagte Jean Richard mit langsamer und wehmüthiger Stimme . . . .

. . . .

Peter Bristol's Salon war glänzend erleuchtet. Er saß vor dem Kamine zwischen seiner Mutter und seinem Bruder; Roland und Camille, die vor ihnen standen, hielten einander bei der

Hand. Seitwärts von dem Kamine stand eine Gruppe von drei Personen, von denen zwei eine ländliche Kleidung und die dritte eine Militair-Uniform trug. Unsere Leser würden sogleich Morin und Toinette, begleitet von Pierre Tassel, wieder erkannt haben.

Rund um diese Hauptpersonen bildete der Stamm Richard einen großen Kreis, denn man hatte noch nicht mit demselben abgeschlossen.

„Mein Gott, ja," sagte Peter Bristol, „ich bin so reich, daß Ihr Euch fast keinen Begriff davon machen könnt. — Pierre, mein Freund, Du bist nicht mehr Soldat — heirathe Toinette, und ich werde bei Euerm ersten Kinde Pathenstelle vertreten."

Pierre wußte nicht, wie er seinen Dank und seine Freude aussprechen sollte. Toinette flüsterte ihrem Vater entzückt in das Ohr:

„Sagte ich nicht gleich, daß er Einer wäre!"

Peter Bristol zog aus seiner Brusttasche ein Portefeuille, aus welchem er vier Billets, jedes zu tausend Franken nahm.

„Das haben mir meine Mutter und mein Sohn gegeben," sagte er mit stolzer Freude. „Ich habe eine gute Mutter, habe einen guten Sohn, und ich weiß nicht, was ich gethan habe, um so viel Glück zu verdienen."

„Der arme Thomas hatte Dich eben so lieb!" sagte Mama Richard.

Jean ergriff die Hand seines Bruders. Es lag eine tiefe Rührung in seinen Augen.

„Das weiß ich!" antwortete er. „Thomas hatte mir auch Geld gegeben — aber die Gabe meines Bruders habe ich nicht mehr, um sie der Gabe meiner Mutter und der Gabe meines

Sohnes hinzufügen zu können. — Thomas, ich habe Dein Geld in meinem Geschäfte angelegt, und Du hast in Peter Bristols Hauptbuche ein Conto, welches Du nicht kennst."

Das interessirte die Richarde mehr, als alles Uebrige. Das war der wahre Knoten der Frage: das Geld! Und die Richarde konnten nicht umhin, an eine fast ähnliche Gelegenheit zu denken, bei welcher ähnliche Worte ausgesprochen waren.

Das war bei dem Familienrathe gewesen. Garennes, oder vielmehr seine Frau, hatte gesagt, indem sie von Rolands tausend Franken sprach:

„Wir haben sie in unserm Geschäfte angelegt."

Und welche enthusiastische Lobreden waren da auf allen Seiten laut geworden, als man erfahren hatte, daß sich die tausend Franken in zwanzig Jahren verdoppelt hätten! O Rechtschaffenheit!

„Ich kann Dir den Betrag Deines Conto nicht genau sagen," nahm Jean Richard wieder lächelnd das Wort; „aber er ist rund genug, daß Du Deine Schulden bezahlen, Dein Schloß und Dein Hotel wiederkaufen, Dein Haus aber in den ersten Rang erheben kannst, wenn Du Lust hast, Deine Geschäfte fortzusetzen."

Die Richarde erstickten vor Aerger. Man berechnete in dem Geschäft von Peter Bristol die Zinsen nicht nach demselben Fuße, wie in dem Hause Garennes. Es handelte sich hier um Millionen.

Die Richarde sollten ihr Geld zurückerhalten, das ist wahr, allein das ungeheuere Glück, welches auf ihrem Vetter Thomas niederregnete, vergiftete ihre Freude.

„Mein Bruder," setzte dann Jean Richard noch hinzu, „ich habe mit diesen beiden Kindern eine harte Prüfung vorgenommen; „ich habe in das Innerste ihrer Herzen geschaut und weiß nicht, welches von beiden ich mehr liebe, ob Deine Tochter oder meinen Sohn. — Du hast Deine Einwilligung zu deren Verbindung schon im Voraus gegeben — und wir werden Alle beisammen bleiben. Wenn uns die Erinnerung an die Vergangenheit

dann bisweilen wehmüthig stimmt, so wird uns das Glück unserer Kinder wieder trösten."

Er erhob sich und gab ein Zeichen, indem er den Arm seiner um zehn Jahre jünger gewordenen Mutter annahm. Er verneigte sich kurz gegen den Stamm, welcher sich tief verbeugte. Garennes, Roland, Camille, so wie der Papa Morin und seine Kinder folgten ihrem Beglücker.

„Na!" sagte Luzerne, „das ist so vielleicht in Amerika die Art und Weise, wie man die Leute aus der Thür weist. Ich werde mich zu meinem Souper zurückbegeben."

„Er hat die Pantoffeln unsers Schatz auf dem Stuhle stehen gelassen!" bemerkte Frau von Jardins schwermüthig.

„Nur zu wahr!" sagte Herr von Jardins, der im höchsten Grade betrübt war.

„Sapperment! Sapperment!" tobte Taillis, „wer hätte das voraussehen können!"

„Wenn ich ein Mann wäre, so sollte mir das nicht so hingehen!" rief Noton.

„In der That," nahm Sophie von Baliveaux das Wort, „wenn man nicht einen Besen nehmen will, um die Leute aus der Thür zu treiben —"

„Positiv! positiv!" fiel Herr von Jardins der Sprechenden in die Rede.

„Meine Herren," versicherte der kleine Wittwer, indem er seinen grauen Hut auf seine gelben Haare stülpte, „ich kenne Jemand, der keinen Fuß wieder hierher setzen wird."

„Ich schüttele den Staub von meinen Schuhen," versetzte Trockenbrot mit stoischer Geberde.

„Und ich erst, Sapperment!" fluchte der Viehzüchter, „ich erlaube dem Portier dieses Hauses, meine Züge zu vergessen. — Wenn man seine schönen fünfunddreißigtausend Livres jährlicher Einkünfte von walzenden Grundstücken hat, so kümmert man sich wenig um solche Leute!'

Die Damen sprachen in demselben Sinne. War dieser Stamm Richard stolz! Keins seiner Mitglieder war so gemein, auch nur ein Wort zu verlieren, um den Uebermuth des Dalai-

Lama zu entschuldigen. Man stimmte dahin überein, daß man den Vetter aus Amerika wie die Pest fliehen wolle, und decretirte sofort in feierlicher Weise, daß ihm der entehrende Beiname „Emporkömmling" zu ertheilen sei.

Es ist das ein Ausdruck, welcher stets Bitterkeit erregt und nie ohne Galle niedergeschrieben werden kann, ein Ausdruck, in welchem mehr Haß, Neid, Abneigung enthalten ist als alle andern des Wörterbuchs zusammen genommen ausdrücken.

Die männliche Augusta, welche lauter geschrieen hatte, als alle Andern, ging zuletzt, indem sie sich auf Massonneau's Arm stützte. Sie sagte zu diesem Muster eines vormaligen Advocat-Anwalts:

„Das Alles bedeutet gar nichts. — Morgen begibst Du Dich zeitig genug hierher, um Dich nach dem Befinden unsers Vetters Jean Richard zu erkundigen."

Massonneau der Aeltere befolgte Tags darauf den erhaltenen Befehl. Er fand in dem Vorzimmer des Emporkömmlings bereits den ganzen Stamm, welcher noch früher aufgestanden war, als er.

Der Emporkömmling Peter Bristol kann Alles mit seinen Millionen. Alles, nur Eins nicht. Und dieses Eine, das ihm ewig widersteht, das ist die treuergebene, liebevolle und ritterliche Ehrfurcht des Stammes Richard.
